# Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher beträgt:

| | | |
|---|---|---|
| Für ein ganzes Jahr | gegen Voraus-bezahlung. | 13 M. 50 ₰ |
| Für ein halbes Jahr | | 7 M. — ₰ |
| Für ein Vierteljahr | | 4 M. — ₰ |
| Für einen Monat | | 1 M. 50 ₰ |
| Tagweise für einen Band . . . . | | — M. 6 ₰ |

Für die französischen und englischen Bücher besteht ein besonderes Abonnement und zwar zu folgenden Bedingungen:

| | | |
|---|---|---|
| Für ein ganzes Jahr | gegen Voraus-bezahlung | 16 M. — ₰ |
| Für ein halbes Jahr | | 9 M. — ₰ |
| Für ein Vierteljahr | | 5 M. — ₰ |
| Für einen Monat | | 2 M. — ₰ |
| Tagweise für einen Band . . . . | | — M. 10 ₰ |

Derjenige, der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden, den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Bei Umtausch der Bücher bitten wir eine möglichst große Anzahl von Nummern aufzuzeichnen, damit den Wünschen um so sicherer entsprochen werden kann, da bei der starken Benutzung nicht alle Bücher vorräthig sein können.

Die Kosten der Sendungen trägt der Abonnent.

Die Bibliothek ist geöffnet: **morgens von 8—12 Uhr und nachmittags von 2—7 Uhr,** an Sonn- und Feiertagen vom 1. Oktober bis 1. April **von 10 Uhr bis 12 Uhr.**

Es wird höflichst und dringend gebeten, die Bücher der Schonung wegen beim Lesen nicht zu brechen oder umzubiegen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek
(Schöpping)
Maximiliansplatz (Dultplatz) Nro. 16.

# Von der Bank der Spötter.

Allerlei Glossen

von

**Oscar Blumenthal.**

Der Witz soll kratzen, nicht streicheln.
Er soll bestrafen, nicht schmeicheln.
Er soll die Niedern und Vornehmen
Mit gleicher Beherztheit beim Ohr nehmen.



Berlin, 1884.
Verlag von Freund & Jeckel.

Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

# Inhalt.

## Aus Zeit und Gesellschaft.



## Literarische Spaziergänge.



## Epigrammatische Notizblätter.

# Aus Zeit und Gesellschaft.

# Ich und mein Frack.

Eine Berliner Makame.

Und wieder, in des Jahres Schnelligkeit,
Kommt näher die Zeit der Geselligkeit.
Des Sommers tausendfältige Leiden,
Sie weichen erwärmenden Winterfreuden,
Und abermals in der Tage Kreislauf
Gelangt man vom Skatingrink zum Eislauf.
Die Gesellschaft, die lange gerastet hatte,
Tritt wieder in's Zeichen der weißen Cravatte.
An die Freunde schickt man die Einladungen,
In die Keller fährt man die Weinladungen,
Und die große Frage raubt Vielen die Ruh':
„Wo bringen wir unsere Abende zu?!" . . .

Um diese Zeit macht der Weise die Probe,
Wie beschaffen die vorige Wintergarderobe?
Er prüft, wie's mit dem bejahrten Frack steht?
Und ob noch einmal der Chapeau Claque geht?
Und wie's auf dem Glanzstiefel mit dem Lack steht?
Und als auch ich nun geöffnet die Truhe,
Zu stören den Leibrock in seiner Ruhe,

Da that ihn ein Luftzug gespenstisch bewegen,
Die Aermel flatterten mir entgegen,
Die Rockschöße flogen wie Rabenschwingen,
Und aus der Brusttiefe hört' ich es klingen:

„Thor, willst Du mich wirklich wieder führen
Durch der Säle geöffnete Flügelthüren?
Und willst Du's wirklich wieder so dumm treiben
Und Dich in Gesellschaft herumtreiben?
Als hätt'st Du nicht oft genug schon ertragen
Der Dutzend-Salons alljährliche Plagen!
Denn wie auch die Zeiten wechseln und wandern,
Hier ist es in einem Jahr wie im andern:
Dieselbe Rebhuhn- und Austern-Pastete,
Dieselbe ästhetische Tapete,
Bei den Damen die gleichen gepinselten Zierreden,
Bei den Männern die alten politischen Bierreden!
Du wirst den Braten stets
In dieselbe Tunke tunken,
Und siehst die Leute stets
Mit demselben Prunke prunken.
Oder kann's Dich wirklich zu hören gelüsten,
Wie mühevoll sich die Gespräche fristen?
Giebt's wirklich kein größer Vergnügen auf Erden,
Als wöchentlich sechsmal gefragt zu werden:
Ob's schon recht lebhaft auf dem Eis ist?
Und ob's im Saale nicht ziemlich heiß ist?
Ob Du schon das neu'ste Scandälchen gehört hast?
Ob Du endlich zum „Parsifal" Dich bekehrt hast?
Ob Du vorziehst in des Orchesters Hämmerung
Den „Sigfried" oder die „Götterdämmerung"?
Ob die „Bayreuther Blätter" Du abonnirt hast?
Ob die Meininger wacker Du applaudirt hast?

Wer wohl höher strebt,
Vogl oder Niemann?
Und wer wohl tiefer gräbt,
Humann oder Schliemann?
Und ob Du lieber willst „Gräfin Lea“ sehn
Oder zum „Richter von Zalamea“ gehn?
Und wenn Du beantwortet all diese Fragen,
Ist der Abend lästerlich todtgeschlagen.
Ach, doch verfolgt ein Gelangweilter, sieh nur,
Schon gähnend den Zeigerschritt der Kaminuhr —
Und wenn Du aus dem gastlichen Hause
Endlich zurückkehrst zur heimischen Klause,
Dann hängst Du mich seufzend an den Nagel,
Knirschst in den Bart ein „Donner und Hagel“,
Und stöhnst, die gute Laune begrabend:
Ach, über den armen verlornen Abend!“

So klang's aus dem Frack mit Vernehmlichkeit
In unverhohlener Grämlichkeit.
Doch hatt' ich noch meinen Muth bewahrt,
Und griff zur Schachtel, die meinen Hut bewahrt,
Zu prüfen in beschaulicher Stille
Des Claques gealterte Seidenhülle.
Doch kaum, daß mein Finger die Krämpe hält,
Ist knallend der Hut emporgeschnellt.
Seine schwarze Hülle schien angegraut
Und Runzeln zeigte die Seidenhaut.
Und wie ich horchte mit lauschendem Ohr,
Da klang's aus seinem Rund hervor:

„Ich vielgeprüfter Chapeau Claque,
Ich hörte die Worte von Bruder Frack,
Und kenne auch Deine Erwiderung

Auf seine getreue Zergliederung:
Du willst die faden Gesellschaften fliehn
Und mich unter geistreiche Leute ziehn.
Doch glaube dem alten Kameraden,
Daß die Geistreichen schlimmer noch sind, als die Faden:
Denn in unsern überbildeten Zeiten
Giebt's keine Dümmeren als die Gescheidten.
Knöchelhoch wird in Weisheit gewatet,
In Druckerschwärze ist Alles gebadet,
Durch Tiefsinn schädigt man die Verdauung
Und Jeder spricht nur „Weltanschauung".
Da wirst Du mit Geist marode gewitzelt
Und mit Pointen zu Tode gekitzelt.
Da wird, so lange der Abend dauert,
Gehartmannt und geschopenhauert.
Da wird, bis die Stunde des Abschieds winkt,
Gewildenbrucht und gehamerlingt.
Da mußt Du bei Austern und Hummerscheeren
Von des Seins urewigem Kummer hören
Und als Beilage zu des Bratens Krusten
Giebt's „Philosophie des Unbewußten."
Staut aber endlich der Worte Lauf,
So steht ein heimlicher Dichter auf,
Zieht aus dem Frack mit teuflischer Tücke
Eine Handschrift von unheimlicher Dicke
Und läßt Dich, da hilft kein Sträuben und Wehren,
Die allerfünffüßigsten Jamben hören.
Und bist du von Alldem endlich apathisch,
So fehlt Dir sogar der rettende Skattisch,
Es fehlt das Tempelchen und der Whisttisch:
Denn Alles muß geistreich sein und artistisch.
Nie darfst Du zu ruhn und zu rasten wagen:
Bald wird ein Backfisch die Tasten schlagen,

Bald wird ein Toast auf Dich niedergehn,
Bald wird ein Bariton Lieder krähn.
Am Flügel quält Dich der Notentiger,
Am Rauchtisch der Anekdotentiger.
Zerschlagen fluchst Du und aufgerieben
Dem Dämon, der Dich hingetrieben
Und spürst noch sauer nach mehreren Tagen
Den Geist und den Hummersalat im Magen
Und stöhnst, die gute Laune begrabend:
„Ach, über den armen verlorenen Abend!"

Da hab' ich mürrisch das Ohr geschlossen
Und polterte ärgerlich und verdrossen:

„Ich seh', daß Ihr Beide auf Eins hinaus kommt.
Ihr wollt, daß man nimmermehr aus dem Haus kommt.
Wie aber soll man den Winter verbringen,
Wenn solche Unkenrufe erklingen?"

Und des Frackes Tiefe, des Hutes Rund
Entgegneten wie aus einem Mund:

„Hast Du Abende sorgen- und thatenfrei,
So weih' Dich dem Pils'ner und Spatenbräu.
Bei Weihenstephan und Münchener Kindel
Verplaudre jedes freie Stündel.
An des Schenktischs Zurückgezogenheit
Dringt nicht der Gesellschaft Verlogenheit.
Hier bist Du von allem Zwang entbunden
Und es schwinden Dir flügelschnell die Stunden,
Sei es in froher Gemeinsamkeit,
Sei's in beschaulicher Einsamkeit.
So wird Dir Erholungsfreude gedeihn
Und Du läßt die Gesellschaft Gesellschaft sein!" . . .

Nun war ich nicht mehr trüb verdrossen:
Die Hutschachtel hab' ich zugeschlossen;
Den Frack verbarg ich mit Schelmenlist,
Wo der Kleiderschrank am tiefsten ist;
Dem Lackstiefel aber unverweilt
Hab' ich die letzte Oelung ertheilt —
Und jubelnd klatschte ich dann in die Hände:
Für mich war die Saison zu Ende!

# Unsere Gespräche.

Wir plauderten — eine kleine Gesellschaft von Intimen — im Salon der Frau v. M., die stets zu allerhand schalkhaften Capricen aufgelegt ist; und nachdem wir alle Gegenstände des Tagesgesprächs gründlich erledigt und der lieben Mitmenschen mit der in den Berliner Salons üblichen Nächstenliebe gedacht hatten, war endlich der verhängnißvolle Augenblick gekommen, in welchem die Langeweile hörbar an die Fensterscheiben zu pochen schien und immer längere Gesprächspausen nur durch das Knistern des Kaminfeuers, durch das Rauschen der Gasflammen und durch das Ticken einer allerliebsten Roccoco-Stutzuhr unterbrochen wurden.

„Aber um Gottes willen, Doctor!“ wandte sich Frau v. M. zu einem Freund des Hauses. „Sagen Sie recht schnell etwas Bedeutendes! Es ist die höchste Zeit!“

Wir zuckten lachend die Achseln.

„Oder weiß denn Niemand mehr irgend eine Räubergeschichte? „Es war einmal ein Gründer“ — oder etwas Aehnliches?“

Allgemeines Kopfschütteln.

„Oder ein neues Gesellschaftsspiel? Aber ohne Auslösungsküsse! wohlverstanden . . . Halt, ich hab's!“

„Nun?“

„Sarah Bernhardt!“

„Sarah . . .?“

„Hier, mein Rosenbouquet als Preis für den besten Scherz über die Magerkeit von Sarah Bernhardt! Ein Witz-tournier — ist das nicht eine Idee?“

Und damit leerte sie lachend mit einem schnellen Ruck die Alabasterschale, welche Visitenkarten enthielt. Jeder bekam eins von den perlmutterfarbenen Kärtchen und Frau v. M. fuhr fort:

„Bedingungen des Preisausschreibens: 1) Fünf Minuten Bedenkfrist und 2) Beschränkung des Umfangs auf die Rückseite der Visitenkarte! Wer sich aber einen andern Scherz erlaubt, wird zur Strafe bei Tisch neben seine Schwiegermutter gesetzt!“

Wir gestatteten uns einige Einwürfe:

„Ob das Thema nicht schon erschöpft ist? Sollte sich etwas Besseres sagen lassen, als Spitzers: Sie behaupten, gestern Sarah Bernhardt gesehen zu haben? Dann war sie 's nicht!“

„Oder als die Meldung des Figaro: Vor dem Théâtre français hielt ein leerer Wagen; heraus stieg Sarah Bernhardt...“

„Oder als Julius Stettenheims Vorschlag, Sarah Bernhardt als Schatten in ‚Dinorah‘ gastiren zu lassen.“

„Gleichviel“, entschied Frau v. M., „ein Schelm gibt mehr als er hat. Und nun Bleistifte heraus! zur Attaque! ...“

Und fünf Minuten lang wurde nun das Ticken der Roccoco-Stutzuhr und das Rauschen der Gasflammen durch keinen Gesprächslaut unterbrochen. Wir saßen im Bann des neuesten, in dieser Saison aufgekommenen Gesellschaftsspiels und mit gekrauster Stirn, den Kopf in die Hand gestützt, suchten wir die Rückseite der gelieferten Visitenkarte mit dem verlangten Einfall zu bekritzeln. Bekanntlich ist es aber eine Laune der Laune, daß sie sich nur ungerufen einstellt. Und Frau v. M. selbst mußte Das an sich erfahren. Vier Minuten ließ sie ver-

gehen, ohne einen Bleistiftstrich zu machen. Dann zuckte es schelmisch durch ihre braunen Rehaugen — ein rasches Hinwerfen von einigen Zeilen, und die Visitenkarte war ausgefüllt, während sich um den kleinen kelchartig geöffneten Mund der Schreiberin, aus welchem wir schon so manche reizende Ungezogenheit hatten herauspurzeln hören, ein listiges Lächeln zog ...

„Punktum!" sagte sie endlich, „und nun sind die fünf Minuten vorüber! Ich erbitte mir die Preisbewerbungen!"

Ich will den Schleier der Verschwiegenheit über die Mehrzahl ziehen und nur karge Proben geben. So meinte Nummer Eins, daß die Berichte über Roben, welche Sarah Bernhardt getragen, den Beweis liefern, wie sich die Presse oft mit den — inhaltslosesten Dingen beschäftigt ... Nummer Zwei wollte Makarts Porträt der Künstlerin als Allegorie der Fastenzeit bezeichnet wissen, und Nummer Drei schrieb: „Wenn Sarah Bernhardt in einem Salonstück auftritt, so sind alle Plätze im Theater gut besetzt — mit Ausnahme der Fanteuils, auf welchen sie gelegentlich selbst sitzt ..." Nummer Vier hatte den Dialog geliefert:

„Sie lieben thatsächlich Sarah Bernhardt?"

„Allerdings."

„Dann sind Sie gewiß — Vegetarianer?"

Und so wurde Karte für Karte gelesen; es waren, wie man sieht, sehr gemischte Karten, bis Frau v. M. eine, wie sie sagte, anonym eingelaufene Bewerbung vorlas, die den Wortlaut hatte:

„So mager kann Sarah Bernhardt selbst nicht sein, wie der Esprit einer Gesellschaft, die sich — mit dem Sport der Magerkeitswitze belustigen muß."

Die anonyme Einsenderin, die wir lachend erriethen, hatte mir mit der kleinen Bosheit ein Wort mitgegeben, das mich noch zu Haus veranlaßte, einen Spaziergang durch meine

Saison-Erinnerungen zu machen. Immer mehr erschien mir die unartige Malice als eine schneidende Kritik unseres Gesellschaftsverkehrs. Da fordert man nun unsere Feuilletonisten, unsere Lustspieldichter, unsere Erzähler auf, ihre Gestalten mitten aus der Gesellschaft zu greifen. Aus der Gesellschaft? Das mag angehen. Aber aus den Gesellschaften? Die Ausbeute wäre bettelarm, wäre in der That von einer Magerkeit ohne Gleichen. In wie mancher Berliner Salonnische habe ich aus Berufseifer den verstohlenen Horcher gemacht, den psychologischen Spion, um menschliche Züge aufzufangen! Selten habe ich etwas Anderes erhorcht, als geschnörkelte Gleichgültigkeiten, die in der elegant verlogenen Umgangssprache der guten Gesellschaft zum Ausdruck gelangten. Ich hörte manche geputzte Lüge und manche feingekleidete Inhaltslosigkeit, aber selten ein Wort, das des Aufhorchens werth gewesen wäre! und vor Allem keine einzige ehrliche Aeußerung. Und doch — daß ich nicht selbst lüge! In meiner gesellschaftlichen Raritätensammlung bewahre ich unter andern seltenen Dingen auch eine Anzahl von Aufrichtigkeiten, die ich im Salon gesammelt habe. Die Collection verdient vielleicht einmal eine öffentliche Ausstellung. Das erste Stück ist ein ohne Zweifel aufrichtig vergossenes — Glas Rothwein, das ein junger Ehemann seiner Schwiegermutter über ein lichtblaues Seidenkleid stürzte. Dann kommt eine Aeußerung aus Mädchenmund. Sie stammt von einer jungen Dame, die eins jener milchweißen faltenlosen Gesichter hat, die sich vielleicht nur deshalb so sammetglatt halten, weil keine Gedanken darauf herumliegen. Ich sah die Schöne träumerisch vor sich hinblicken und frug:

„Woran denken Sie, mein Fräulein?“

Und mit dem überzeugendsten Lächeln erwiderte sie:

„Oh, an gar nichts!“

Ich habe an der Aufrichtigkeit dieser Antwort nicht zweifeln können und sie in mein Museum ebenso skrupellos auf-

nehmen müssen, wie den Bericht einer geschiedenen Frau, welche mir die Geschichte ihrer unglücklichen Ehe erzählte:

„Sehen Sie“ — so schloß ihr Bericht — „an dem Tage, an welchem ich merkte, daß mein Gatte mich nur aus Geldgründen und nicht um meiner selbst willen geheirathet hat, war mein Plan fertig.“

„Nämlich?“

„Ich zwang ihn wenigstens, sich um meiner selbst willen — von mir scheiden zu lassen.“ . . .

Das letzte Stück meiner Sammlung endlich gehört in das nämliche Kapitel und ist erst kürzlich eingereiht worden. Es stammt von einer jüngeren Dame, welche nach der letzten Pariser Finanzkatastrophe das traurige Schicksal einer Freundin erzählte. Sie hatte einen faden, aber außergewöhnlich vermögenden Banquier geheirathet und muß nun an der Seite des Verkrachten ihr Leben vertrauern, nachdem der Bontoux'sche Zusammensturz ihn seiner einzig erträglichen Eigenschaft, des Reichthums, beraubt hat.

„Siehst Du“, meinte eine Zuhörerin, „daran kann man lernen, daß man nicht des Geldes halber einen Mann nehmen soll.“

Und melancholisch bestätigte die Erzählerin:

„Ja wohl! Es kann nichts Schrecklicheres geben, als eine Geldheirath, von der schließlich nur die Heirath übrig bleibt!“ . . .

Mit dem zarten Mädchenbekenntniß habe ich mein Museum von Aufrichtigkeiten geschlossen. Ueber vier Nummern habe ich's nicht bringen können. Aber ich werde fleißig weiter sammeln und glaube, daß mein Beispiel auch Andere veranlassen sollte, den Salonverkehr mit mehr wissenschaftlicher Gründlichkeit zu durchforschen.

## Berühmte Gäste.

Zeit der Handlung: Im späten Herbst. Der November hat endlich Ernst gemacht. Die Tage werden immer kürzer und die Kohlenrechnungen immer länger. Die brodelnden Frühnebel ballen sich zu immer dichteren Säulen zusammen und brauchen immer längere Zeit, bis sie zerflattern, denn die Sonne scheint ihre Demission geben zu wollen und sendet uns nur noch durch die schmalen Gucklöcher ihrer Wolkengardinen ein Paar dünne geizige Strählchen ins Zimmer. Die Bäume am Straßenrand stehen mit der Nacktheit der Skelette vor uns, daß man ihnen jeden Zweig zählen kann, und im Thiergarten zerbröckeln bei jedem Schritt unter unsern Füßen die gelben Blätter, die der Sommer als Visitenkarten pour prendre congé längst von den Bäumen geschüttelt hat.

Auch in den behaglich temperirten Räumen der Kunstausstellung ist der Eindruck zuletzt ein wehmüthig herbstlicher: Ringsum fallen die Blätter — aus den schlechtgehefteten Katalogen, und das Publikum, das andauernd in diesen Büchern nachsucht, bringt jenes melancholische Geräusch hervor, das dem Rascheln des Herbstwindes so ähnlich ist. Ja, es ist Herbst geworden, und der quecksilbergraue nordische Himmel hängt wie die Kalkdecke eines Hospitalzimmers über uns. Das sind die Tage, von welchen der Naturfreund sagt: Sie ge-

fallen mir nicht. Der Salonbummler der Großstadt aber begrüßt sie mit Freuden, denn sie verkünden ihm den Wiederbeginn der Saison.

Wann beginnt die Saison eigentlich? Im Kalender findet sich darüber keine aufklärende Mittheilung. Der Tag, an welchem der Frühling gewöhnlich — nicht anfängt, ist genau angegeben; über den Saisonbeginn fehlt jede kalendarische Aufzeichnung. Am Ende ist es mit der Saison wie mit der Liebe und mit dem koburgischen Hausorden: Er kommt und er ist da . . . kein Vernünftiger wird nach dem Grunde fragen. Die Saison ist das wahre Mädchen aus der Fremde; alljährlich kehrt sie in dem Thal der freudenarmen Großstadtbewohner ein, und bringt ein Füllhorn mannigfaltiger Gaben mit, das sie in sorgenlosem Zickzack über die Gesellschaft der Residenz ausschüttet: Cotillonorden und Liebesbriefe, Einladungskarten und Tanzbücher, Ballbouquets und Champagnerpfropfen, Carnevalsmasken und Tafelreden, Brodkügelchen und Schneebälle . . . „der Jüngling, wie der Greis am Stabe, ein Jeder geht beschenkt nach Haus" . . . Und mit dem Beginn der Saison ist nun auch für den gesellschaftlichen Gernegroß der Hauptstadt wieder die Zeit gekommen, um auf interessante Gäste eine athemlose Jagd zu machen.

Interessante Gäste! Darauf hält nämlich unser gesellschaftlicher Gernegroß am meisten . . . und eine Art „Gastverleihinstitut", in welchem man gegen mäßige Vergütung für die Dauer des Abends einen Lohn-Dichter miethen könnte, um ihn als literarische Salonverzierung auszunutzen — es würde in Berlin lebhaften Zuspruch finden. Nirgends hat man einen so ehrgeizigen Eifer, Gäste aus Schriftsteller- und Künstlerkreisen einzuladen, um das Haus den andern Gästen interessant zu machen. Einen eigentlichen literarischen Salon — die Welt, in der man sich langweilt — gibt es in Berlin kaum. Aber dafür gibt es Familien, welche wie

die Hamster im Sommer einen Bekanntschaftsvorrath sammeln, um nur im Winter gut versorgt zu sein — und eine Dame, die mich durch ihr besonderes Vertrauen bevorzugt, gestand mir ganz ehrlich, daß sie einst sogar eine Reise nach Marienbad nicht gescheut habe, um für ihre Dienstage eine neue schriftstellerische Acquisition zu machen. Sie konnte sich in dem böhmischen Bade weder durch ein hinreichend vorgeschrittenes Magenleiden noch durch eine einigermaßen achtbare Fettleber für die Brunnenkur legitimiren. Aber sie wußte, daß dort einer unserer beliebtesten Schriftsteller eine schlankere Taille gewinnen wollte und so suchte sie denn seine Bekanntschaft im Bade auf, um für ihre Winterabende eine neue Salonzugkraft zu gewinnen.

Und doch kann man nicht einmal behaupten, daß alle unsere Berühmtheiten durch persönliche Bekanntschaft gewönnen. Auch die Hoffnung, daß sie honorarfrei etwas Geist von sich geben und einen kleinen Druckbogen Esprit reden werden, geht durchaus nicht immer in Erfüllung. Octave Feuillet wurde einst in einem reichen Pariser Hause zur Tafel gezogen und bei Tisch neben einen Obersten der — Artillerie gesetzt. Vergebens wartete die liebenswürdige Wirthin, die mit ihrem gefeierten Gast ein wenig prahlen wollte, daß er die Gesellschaft durch geistige Pfauenräder in Erstaunen setzen würde; der Verfasser des „verarmten Edelmanns“ gefiel sich in trappistenähnlichem Schweigen. Endlich tritt die Wirthin an seinen Platz, und raunt ihm in's Ohr:

„Aber Sie Bösewicht! Wann werden Sie heute endlich das erste geistreiche Wort sprechen?“

„In demselben Augenblick“, erwiderte Feuillet, „wo mein Nachbar, der Artillerieoberst, den ersten Kanonenschuß lösen wird!“ ...

Treffend und fein! Ein Artillerist braucht nur amtlich zu schießen, und ein Schriftsteller nur in seinem Berufe geist-

reich zu sein. Nebenbei soll es Schriftsteller geben, die sich auch in ihrem Beruf von dieser Pflicht dispensiren. . . .

Gleichwohl wird die Jagd nach berühmten Gästen in unseren Salons unermüdlich fortgesetzt. Als der geniale Wereschagin nach der Ausstellung seiner merkwürdigen Gemälde die Hauptstadt schnell wieder verließ, ging die sehr bezeichnende Notiz durch die Blätter, daß der Künstler seine Abreise beschleunigt hatte, weil er sich den gesellschaftlichen Liebenswürdigkeiten, die ihm in Berlin gespendet wurden, nicht mehr gewachsen fühlte. . . . Der arme Maler! Man hatte ihn hier thatsächlich in Grund und Boden eingeladen! und während er in dem ahnungslosen Glauben war, daß er nur seine Bilder ausstellte, hatte man den Künstler selbst zu einem Ausstellungsobject gemacht, das allabendlich in unsern Salons der Besichtigung der Gäste anheimgegeben wurde. Schließlich blieb dem so schwer bewunderten Manne nichts übrig, als in wilder Flucht das Feld zu räumen, während noch dem Fliehenden die letzten Einladungen über den Kopf hinwegsausten . . .

Wereschagin ist mit männlicher Ausdauer durch die zehrende Sonnengluth Indiens gewandert. Er hat die Belagerung von Samarkand mitgemacht und sich mit den Waffen in der Hand durch eine Schaar von aufständischen Atschinesen den Weg gebahnt. Weder Kriegsgefahr noch Wetterunbill konnten ihn wankend machen. Er hat vor den Flammenpfeilen der Tropensonne wie in den Eisgrüften Sibiriens die Ausdauer nicht verloren. Er ist durch die Schneeschluchten Bulgariens gewandert, durch die Engpässe des Schipka geklettert und an manchem Morgen in seinem übelverwahrten Leinwandzelt unter den Klängen eines Frühconcerts erwacht, das sich aus dem Geräusch von knatternden Flintenkugeln und crepirenden Granaten zusammensetzte. Aber er hat in all den Gefahren noch Zeit gefunden, seine Skizzenbücher mit malerischen Documenten zu füllen, die er später als ein Protokoll

der menschlichen Barbarei in seinen Gemälden vor uns ausbreitete. Selbst im Pestgeruch der türkischen Lazarethe ist der Künstler nicht zusammengebrochen. Ja er hat sogar eine mehrjährige Freundschaft mit dem General Skobeleff ohne schweren Leibesschaden überstanden. Aber was er außer Stande war, zu ertragen, was seine erprobte Tapferkeit überstieg, war das Verweilen in der Berliner Gesellschaft mit ihrem schonungslosen Celebritätensport. Und so hat man schließlich den tapfersten aller Künstler aus der deutschen Reichshauptstadt herausverehrt!

Nie ist die Berliner Salonkrankheit, mit berühmten Gästen zu prunken, bezeichnender illustrirt worden.

# Elektrische Träumereien.

Der menschliche Größenwahn konnte sich wohl selten so geschmeichelt und zu den selbstgefälligsten Posen so herausgefordert fühlen, wie in den ersten Wochen, die der Bewunderung des elektrischen Lichtes gehörten. Es lag nach den Berichten, die von der Münchener Ausstellung in die Welt geflattert sind, und nach den Versuchen, die man in Berlin mit der Beleuchtung der Straßen und Plätze vorgenommen hat, ganz sichtlich Allen in den Gliedern, daß wir an der Schwelle einer neuen Epoche stehen, und ein Widerstrahl der elektrischen Flammen leuchtete von stolzen Menschengesichtern. Es war unmöglich, von etwas Anderem zu reden. Alle Gespräche waren mit Elektricität geladen. Wer sich ausschließen wollte, mußte sich wie auf einem Isolirschemel vorkommen. Wenn ich mich von einem Freunde verabschiedete, um ins Theater zu gehen, rief er mir nach:

„Ich wünsche Ihnen angenehme Beleuchtung!"

Und wenn auf dem Anhalter Bahnhofe die Züge nach München zur elektrischen Ausstellung abgelassen wurden, so ging es von Mund zu Mund:

„Vergnügtes Glühlicht!"

Aladins Wunderlampe stellt dies vorgeschrittene Geschlecht in die Rumpelkammer, den großen Feuerfinder Prometheus

vermag es kaum noch als einen mittelmäßigen Vorläufer von Edison wohlwollend gelten zu lassen, und als jüngst ein prächtiges Herbstgewitter über die Hauptstadt niederging, erschienen uns seine wichtigthuenden Blitze und seine prahlerischen Donnerschläge nur als ein kümmerlicher Beitrag des Himmels zu der großen Elektricitäts-Ausstellung der Erdbewohner. Ja, man hat bereits angefangen, darüber nachzudenken, ob die Sonne nach dem System Edison oder nach dem System Siemens ihr tägliches Beleuchtungswerk regulirt? . . .

Wenn man auf dem Potsdamer Platz in Berlin in die Runde blickt und sich von der Lichtfülle der elektrischen Lampen umfluthet sieht, so begreift man freilich den Menschenstolz, der sich jetzt auf den Zehenspitzen emporreckt. Das ist ein elektrischer Sonnenaufgang, der nur auf den wirklichen Sonnenuntergang wartet, um seinen strahlenden Glanz zu entfalten. Da schimmert die ganze Runde in weißem Licht wie in dem keuschen Schneeglanz einer Winterlandschaft, während zugleich an den herbstlichen Akazienzweigen, welche dort über eine Gartenmauer herübernicken, jedes Blatt in einem verklärten anachronistischen Lenzgrün leuchtet, als durchströmten es noch alle frischen Säfte. Das ist das Licht der Verjüngung, das unter seinem silbernen Schleier die Erde schöner zurückgibt, als es sie gefunden hat, und es ist nur allzu verständlich, daß bei diesem Anblick so manche Hyperbeln der Bewunderung laut werden. Schon warnen uns vorsichtige Verwandte, uns nicht ohne Waffen aus den Strahlenbüscheln des Platzes in die acherontische Laternenbeleuchtung der Nebenstraßen zu wagen. Murrende Stimmen fordern bereits auf, endlich einmal dem lichtscheuen Treiben der Gasgesellschaften prüfend näher zu treten, und es ist nicht unmöglich, daß dem Director der städtischen Gaswerke demnächst ein entrüsteter Volkshaufe entgegenruft:

„Nieder mit dem Dunkelmann!"

Phantasievolle Leute aber sehen schon die Zeit herannahen, da die letzte Gaslaterne als eine Merkwürdigkeit vergangener Jahrhunderte im märkischen Museum gegen Eintrittsgeld gezeigt wird! . . .

Freilich hat auch dies Licht seinen Schatten. Es gehörte bisher mit zu der Romantik des Straßenlebens, daß helle und dunkle Strecken abwechselten. Der „Schleier der Nacht" war einer der beliebtesten Toilettengegenstände für die heimliche Liebe, und nirgends findet sich bekanntlich der reizende Weg von Mund zu Mund leichter, als — im Finstern. Aber nun ist jedem vertraulichen Stelldichein sein Ziel gesetzt. Die elektrische Lampe mit ihrem eifersüchtigen Flammenauge dringt indiscret bis in den letzten Winkel und scheucht die verstohlene Zärtlichkeit aus jedem Versteck auf. Junge Damen, die wir um ein Rendezvous bitten, werden uns in Zukunft antworten:

„Schön! Wenn Sie bei Tage Zeit haben! Aber um Gotteswillen nicht nach Sonnenuntergang — denn bei hellerlichtem Abend dürfen wir uns zusammen nicht sehen lassen...."

Und wie bedauernswerth sind die Abendschönheiten, nachdem man den Abend zum Tage gemacht hat!

Goethe kann seinen Mephisto gut sagen lassen: „Und Euch taugt einzig Tag und Nacht!" Er kannte die elektrische Beleuchtung noch nicht, welche den Tag in Permanenz erklärt hat. Ach, da war der alte Usteri schon prophetischer veranlagt! Wenn er uns zur Lebensfreude aufforderte, „so lang' noch das Lämpchen glüht", so ist das eine dichterische Vorahnung der Glühlampen, die alle deutschen Gesangvereine überraschen wird.

Mit lebhafter Neugierde darf man den elektrisch beleuchteten Theatern entgegensehen. Ob die gutgemeinten Lügen und die listigen Täuschungen der Scene die volle Beleuchtung

ertragen werden? Wird man nicht bei der erbarmungslosen Aufrichtigkeit des elektrischen Lichts jede Puderflocke, jeden Strich des Schminkpinsels bemerken können? Wird man noch an die Echtheit der Pappdeckelgebüsche und den ewig blauen Leinwandhimmel der Bühne glauben, wird man noch eine Atrappe des Buchbinders für ein Brathuhn und die Kattunfalten der Theatergewässer für Meereswogen halten, wenn der elektrische Strahl die ganze Herrlichkeit Lügen straft? Ich befürchte, daß hier so manche heitere Täuschung zerfallen wird — und Gustav Freytag wird gut thun, mit Berücksichtigung Edisons eine neue „Elektrotechnik des Dramas“ zu schreiben . . .

Mit unverhohlener Geringschätzung aber blicken wir in dem Zeitalter des elektrischen Lichts zum gestirnten Himmel empor. Wie thöricht waren doch die Poeten, wenn sie die Sterne „golden“ oder in besonders gehobenen Augenblicken sogar „gülden“ nannten! Von unsern elektrisch beleuchteten Plätzen aus kommen sie uns höchstens wie arme blinkende Leuchtkäfer vor und der Mond erscheint uns blaß wie ein Eierkuchen. Wozu wird uns überhaupt noch diese Mondampel täglich angezündet? Wir brauchen den Mond nicht mehr! Mit der Monscheinlyrik ist es für immer vorbei. Sie muß zeitgemäß umgestaltet werden, und wie es eine romantische, eine schwäbische Schule gegeben hat, so muß in der Dichtung der Gegenwart so bald wie möglich eine elektrische Schule hervortreten, die uns eine mit allem Comfort der Neuzeit ausgestattete Beleuchtungs-Lyrik schafft.

Da wird beispielweise ein Lied an den Mond lauten:

Einstmal pries der Träumer Chor
Dich in zärtlichem Gedichte.
Manche Strophe klang empor
Zu Selenes keuschem Lichte.

Aber heut' am Himmelszelt,
Wie ist all' dein Glanz verdunkelt:
Ueberflüssig nennt's die Welt,
Daß er überhaupt noch funkelt.

Matt und wirkungslos verbleicht
Deines Scheins vergilbter Flimmer,
Seit uns Edison gereicht
Seines Glühlichts freud'gen Schimmer.
Einstmals hat dein Silberstrahl
Scheue Liebe still beseligt:
Heute schielt er gelb und fahl
Wie ein halbverglomm'nes Oellicht . . .

Wozu, Alter, scheinst du noch?
Unser Erdball ward ein andrer.
Setze dich zur Ruhe doch,
Ueberlebter Himmelswandrer.
Zwecklos bist du, seit den Raum
Wir elektrisch uns erhellten
Und du kannst in Zukunft kaum
Noch als — Nothöllampe gelten!

Eine zärtliche Huldigung wird in der Zeit der elektrischen Lyrik also klingen:

„Was ist der Sterne Strahlenkranz,
Was ist der Sonne Frühlicht
Wohl gegen deiner Blicke Glanz
Und deines Auges Glühlicht?

Und reichst du mir das Händchen dar
Zum frohen Bunde Hymens,
So glänzt mein Leben freudenklar
Wie Bogenlicht von Siemens."

Ein elegisches Gedicht wird den Wortlaut haben:

„Du fragst, warum von Zeit zu Zeit
Die Thräne mir das Auge feuchtet? . . .
Mein Weg ach! führt durch Dunkelheit,
Als wär' mit Gaslicht er beleuchtet.

Vielleicht verwandelt mein Geschick
Sich unter besseren Gestirnen:
Dann leuchtet wohl auch mir das Glück
Mit Edison'schen Milchglas-Birnen!“

Berufene Dichter mögen diese Andeutungen weiter ausführen. Mir genügt schon die erste Anregung.

## Allerhand Großstadtseufzer.

An unserem Rothweintisch kamen wir kürzlich, nachdem wir die politische Tagesordnung erledigt und uns über das zukünftige Schicksal Europas gütlich geeinigt hatten, auf das Telephon zu sprechen und erörterten in allerlei ernsten Reden und lustigen Phantasiebildern die Wirkungen auf den gesellschaftlichen Verkehr und das großstädtische Leben, welche von den Fernsprecheinrichtungen noch zu erwarten sind.

„Sicher ist Eins", meinte der Physiker in unserer Mitte: „Wenn das Telephon auch nur leise den Klang verpflanzt, so spricht es doch mit lauter Beredsamkeit von dem Fortschritt der Wissenschaft und der menschlichen Findigkeit."

„Und ich sage Ihnen", polterte nun plötzlich ein Anderer dazwischen, „daß ich diese menschliche Findigkeit verwünsche und dem Telephon besonders meinen redlichsten Ingrimm zolle!"

„Wie? Was? Warum denn?" scholl es von allen Seiten.

„Auch über meinem Haus", fuhr der Polternde fort, „zieht sich so ein Spinnennetz von Telephondrähten . . ."

„Desto besser!"

„Desto schlimmer! denn ich wohne dicht unter dem Dach. In das oberste Stockwerk eines hochgegiebelten Hauses bin ich geflüchtet, weil ich als nervenmüder Großstädter das Geräusch der Straßen von mir fernhalten und in friedlicher Stille meine Tage verleben will. Aber da bin ich gut angekommen!"

„Ja wieso?"

„Das Telephon mit seinen Drahtfäden hat man mir heimtückisch über das Dach gezogen und nun geht an windbewegten Tagen in den Lüften ein Concert los, das der Satan vertragen mag. Das ist ein Surren und Säuseln, ein Wispern und Schwirren, wie in einer Maikäferschachtel. . . . Geradeswegs zum Wirbligwerden!" . . .

„Ja, das ist wissenschaftliche Sphärenmusik, mein Bester", meinte der Physiker.

„Nervenreizende Foltermusik ist es", entgegnete der Andere, „gegen die mir selbst die pianistischen Mißhandlungen von übenden Backfischen erträglich erscheinen. Eine Zitter- und Lispelmusik ist es, die mit ihren uncontrolirbaren Seufzertönen eine geeignete Begleitung für Gespenstergeschichten bildet und die es zu Wege bringt, daß der Großstädter jetzt nie und nirgend mehr sich vor Lärm und Geräusch wahren kann. Wohnt er in dem Erdgeschoß der Häuser, so martert ihn das tausendstimmige Wogen des Straßenlebens, und klettert er in das weltferne oberste Stockwerk des höchsten Hauses, so wird er durch den Harfengesang der Telephondrähte gequält, die ich hiermit feierlich siebenundsiebenzig Mal zu allen Teufeln wünsche!" . . . . .

Wir Alle lachten über diesen nervösen Gegner der wissenschaftlichen Neuerungen und lachend gingen wir auseinander.

Aber hat unser heißsporniger Freund da nicht einen Punkt berührt, der bei der gegenwärtigen Entwickelung des Großstadtlebens ernsthaften Betrachtens werth ist? Immer erfindungsreicher und listiger wird der Mensch in der Verbindung des Fernen mit dem Fernen, aber auf die freundliche Gestaltung seiner nächsten Nähe nimmt er immer weniger Rücksicht; bei der wachsenden Vervollkommnung der Verkehrseinrichtungen wird das Leben auf der Straße immer behaglicher, aber das gemüthliche Heimathsgefühl im Zimmer wird

durch viele lästige Störgeister getrübt — ach, und das ist ein Hausfriedensbruch, für den es leider keinen strafgesetzlichen Paragraphen giebt.

Vor unsern Fenstern rollen die Pferdebahnwagen vorbei und das schrille, gellende Geräusch ihrer Signalglocken wird zum Grabgeläut unsers häuslichen Behagens. Eine Zeit lang drohte die Dampfdroschke aus ihrem zischenden und pustenden Wanderschornstein uns mit einer neuen mißtönigen Dampfschlotmusik zu überraschen — und wie lange wird's dauern, so wird das Gedonner der Hochbahnwagen das geräuschvolle großstädtische Straßenconcert vervollständigen!

Obenein werden die unruhigen Neuerer nicht müde, das Projekt der electrischen Straßenbahnen zu erwägen, die dann unmittelbar vor unsern Zimmerscheiben vorüberpoltern würden — über unserm Kopf schwirren schon heute die Eisendrahtfäden des Telephon — und so hat die verkehrfördernde Wissenschaft thatsächlich jetzt die Peitsche des Treibers in die Hand genommen, um gemächliche Sammlung und heitern Lebensfrieden aus den großstädtischen Wohnräumen zu verjagen. Wir stehen vor einer Uebervortheilung der Leute im Haus durch die Leute auf der Straße und lesen mit melancholischer Sehnsucht, was einst Arthur Schopenhauer „über Lärm und Geräusch" geschrieben:

Der Frankfurter Weltweise hat in der schöpferischen Gedankenarbeit des Studirzimmers immer nur einen vereinzelten Echoklang der Straße mit Schmerz empfunden — das Knallen der Frankfurter Kutscher mit ihren langgeschwänzten Peitschen, deren klatschendes Geräusch dem Philosophen als ein hirnlähmender schneidender Ton zwischen seine Meditationen so schmerzlich und verderblich gefahren ist, wie das Richtschwert zwischen Kopf und Rumpf. . . . .

Glücklicher Schopenhauer, der Du nur diese Einzelstörung zu beklagen hattest! Was würdest Du über den Lärm erst

für Lärm gemacht haben, wenn Du in einer von Drahtnetzen übersponnenen und von Schienensträngen durchzogenen modernen Großstadt gelebt hättest! und wie innig würdest Du mit unserem Schlußwunsch übereingestimmt haben, daß unsere Elektrotechniker, die immer neue Verkehrswunder aus den Fäden von Draht hervorziehen, in ihren Laboratorien endlich nur noch eine Kleinigkeit erfinden möchten: Nämlich Nerven von Draht, die uns zum Ertragen der wissenschaftlichen Fortschritte befähigen!

## Berliner Frühling.

Eine Makame.

Es kann als der müssigste Handel gelten,
Auf das Wetter und auf die Regierung zu schelten:
Denn das Wetter und die Regierung bleibt,
Wieviel der Mensch auch dagegen schreibt.
Doch muß man in allen Dingen ein Maaß sehn;
Selbst der Maifrost darf nicht über den Spaß geh'n,
Und streicht Nordost durch die Residenz,
So fragt man fröstelnd: „Wo bleibt der Lenz?
So spröde zu geizen mit seinen Gaben —
Er muß ganz seltsame Gründe haben!"

Vielleicht ist der Frühling noch nicht erwacht,
Weil er eine — Corsofahrt mitgemacht?
Vielleicht soll der Lenz auf deutscher Erden
Von Professor Wagner verstaatlicht werden?

Genug, es zeigt uns verdross'ne Gesichter
Die Schaar der vereidigten Frühlingsdichter,
Sie holten die Lenzgedichte vom Leihhaus
Und fragen nun fröstelnd: „Sieht so der Mai aus?

Dem Lenzgott im fröhlichen Lockenglanz,
Ihm sollten die goldenen Saiten ertönen,
Nun sehn sie den wirbelnden Flockentanz
Den Lenz und die goldene Leier verhöhnen.
Noch muß man schleichen auf wollenen Socken,
Noch am wärmesprühenden Ofen hocken.
Noch ist kein Dichter im Stande gewesen,
Ein Schauspiel im Freien vorzulesen.
Daß der Strauch wieder frische Rosen trägt,
Wer wagt's zu erflehn von der märkischen Sonne?
Wenn der Soldat wieder weiße Hosen trägt,
So strahlt unser Herz schon in Frühlingswonne.
Und wenn wir die grünenden Bäume sehn,
So fragen wir uns, ob wir Träume sehn?
Ob sie morgen nicht schon verblichen sind?
Und am Ende nur — frisch gestrichen sind?

Doch vielleicht ist in diesem Jahr überhaupt
Der Lenz polizeilich nicht erlaubt?
Die Blätter, womit er die Bäume sonst ziert,
Vielleicht hat der Censor sie confiscirt?
Vielleicht sind der Lerche bei uns im Norden
Ihre schmetterndsten Strophen gestrichen worden?
Vielleicht darf die Schwert-Lilie nicht gedeihn,
Weil ihr amtlich versagt ist der Waffenschein?
Ja vielleicht ist dem Lenz, der die Blutwärme steigert,
Für immer die Concession verweigert?

Und freilich! Des Winters stumpfer Ruhstand
Paßt besser zum kleinen Belagerungszustand,
Als des Frühlings rebellische Werdekraft,
Die grundstürzend neue Ordnungen schafft.
Denn es ist der Frühling, daß Ihr's nur wißt,

Der eingeteufeltste Anarchist.
Die Marseillaise des Lenzes schallt
Aus Vogelkehlen in Busch und Wald.
Das Sprengen ist eine seiner Passionen,
Das Sprengen der Knospen und Blumenkronen,
Und die Sonne mit ihrem befreienden Licht,
Sie schont die erhabensten Spitzen nicht.
Allüberall pflanzt sie im Siegeslauf
Die grünen Standarten der Freiheit auf
Und läßt selbst der Schutzmannshelmen Spitzen
In ihren siegreichen Farben blitzen . . .

Nun wird auch, trotz des Wetterneids,
Der Goethe beraubt seines Bretterkleids.
Man nahm ihn gläubig und hoffnungsfroh
Den hölzernen Winterpaletot,
Und die Enthüllung beim ersten Frühlingshauch —
Sie ist ein guter und lieber Brauch:
Nun weiß man, wenn der Frühling nah ist,
Daß auch der Goethe wieder da ist.
Wie gern von dem herrlichen Goethesteine
Träumt andachtsinnig die Goethe-Gemeine.
Wenn die Sonne ihr Goldnetz drüber breitet —
Wie ein schönes Schwärmen die Seele weitet!

Doch heuer bleibt der Himmel verdrossen,
Die Wolkenwimpern sind dicht geschlossen
Und wenn man heimwärts lenkt die Schritte,
Geschieht's mit der frommen Segensbitte:

„Ach wäre doch Goethe noch dicht umzeltet
Damit Excellenz sich nicht erkältet!
Mög' in des märkischen Lenzes Gefahren

Kein Zug in die göttlichen Beine fahren!
Mög' der olympische Teint nicht rauh werden!
Möge die marmorne Nase nicht blau werden!
Und mög' er, entkleidet der schützenden Bohlen,
Sich keine unsterbliche Grippe holen!"

Das ist am Ufer des Spreegewässers
Die herrliche Frühlingszeit . . . Gott besser's!

# Die Tragödie des Wählers.

Ein Drama aus unseren Tagen.

. . . Der Wahlkampf war endlich vorübergerauscht. Man schob uns durch Mauerfugen und Thürspalten keine Flugblätter mehr in die Wohnung. Die Innenflächen der Hausthüren wurden nicht mehr mit den Kriegserklärungen der Parteien beklebt, und der Stimmzettel führte nicht mehr die Alleinherrschaft in dem beweglichen Geplauder der Gesellschaft.

Wer ist nicht froh darüber, wenn die geräuschvollen Schlachtwirren dieses Kriegs im Frieden vorbeigezogen sind? Durch die Zungenduelle der Volksredner, durch den Artikelaustausch der Zeitungsschreiber werden die Wortgefechte der homerischen Helden entschieden in den Schatten gestellt — und wenn das Publikum schließlich in den giftigsten Fehden nichts Absonderliches mehr zu finden scheint, so geschieht es nur deshalb, weil sich die Zeitungsleser nachgerade die Constitution der steierischen Arsenikesser angeeignet und in der täglichen Gewöhnung des Giftes die Empfänglichkeit dafür verloren hatten. Ist der Wahlkampf vorüber, so sieht alle Welt ein, daß die Gefechtsmethode verfehlt war und die Stimme streitet nun mit dem Echo darüber, wer angefangen hat. Es ist nicht verlockend, sich in diesen Wettstreit der Reue mit einzumischen.

Aber undankbar wär's, über das Drama des Wahlkampfes den Vorhang fallen zu lassen, ohne den Hauptacteur der Tragödie ins Auge zu fassen — den Wähler als Solchen! Denn es ist in der That eine Tragödie, die für ihn mit jedem Wahlkampf zu Ende gegangen ist. Aus Dunkel und Einflußlosigkeit mit einem Schlage hervorgehoben, hat er eine kurze freudige Blüthezeit der Macht und des Glückes genossen, um nun ohne Dank und Ruhm in das frühere Dunkel wieder zurücktreten zu müssen . . . und wenn ich des Wählers Aufschwung, seine Größe und seinen Niedergang mir vergegenwärtige, so entrollt sich mir ein Drama in einem Vorspiel und fünf Aufzügen, das ich der erregungsarmen Bühne der Gegenwart wirklich nicht vorenthalten darf . . .

Das Vorspiel beginnt immer in den letzten Wochen einer absterbenden Reichstagssession. Nahezu drei Jahre lang haben sich die Herren Abgeordneten kaum zu erinnern beliebt, daß sie eigentlich nur von Wählers Gnaden im Parlament sitzen. Endlich ist das Mandat dem Erlöschen nah. Es führt nur noch ein ohnmächtiges Flackerleben. Das ist der Augenblick, da der Wähler aus der Coulisse hervorgeholt und auf den Vordergrund der politischen Bühne gestellt wird. Für ihn allein werden jetzt alle Reichstagsreden gehalten. Alle Entscheidungen werden in seine Hände gelegt. Bei jeder Streitfrage wird eine Tratte auf seinen künftigen Urtheilsspruch gezogen: Er kann nicht mehr umhin, ein leises Vorgefühl seiner politischen Wichtigkeit zu empfinden. Das auf drei Jahr aufgezogene Reichstagsuhrwerk ist endlich mit allen Pendelschwingungen des Meinungskampfes abgelaufen. Die Neuwahlen werden ausgeschrieben — und nun erst erinnert sich der Staatsbürger mit sieghafter Klarheit an das werthvolle Geschenk, das ihm der Staat einst auf seinen fünfundzwanzigsten Geburtstagstisch gelegt hat. Denn mit der Jugend, der Freiheit und der Gesundheit theilt auch der Besitz der

bürgerlichen Ehrenrechte die Eigenthümlichkeit, daß man sich seiner nicht unmittelbar bewußt ist, sondern ihn erst durch einen Anstoß von außen als Besitz empfindet. Den Anstoß bieten die zum Fenster hinausgesprochenen Reichstagsreden mit ihren verständlichen Apostrophen an den Wähler. Er schreibt jetzt mit staatsbürgerlichem Hochgefühl seinen Namenszug in die Wahllisten. In dem Menschen ist der Bürger wach geworden und in dem Bürger hat sich der latente Wähler emporgerichtet. Das Vorspiel ist zu Ende.

Der erste Act zeigt uns den Wähler in seiner ganzen politischen Frühlingsfreude. Noch hat er nicht endgültig Stellung genommen. Er gönnt sich noch einstweilen das schmeichlerische Vergnügen, sich mit gleicher Beflissenheit von allen Parteien umkosen zu lassen. Er ist gegenwärtig der umworbenste Mann im Staate. Keine reiche Erbin, keine Beauté der Gesellschaft kann sich so vieler zärtlicher Versprechungen rühmen, wie der Wähler. Alle Parteien beeilen sich, ihm die Zukunft in Goldgelb und Himmelblau auszumalen — und wenn alle Andern grüblerisch in die Nebel der Ferne blicken, so darf allein der Wähler jeder Sorge ledig sein. Denn auf dem Wahlaufruf steht es Schwarz auf Weiß, daß er an der Schwelle des goldenen Zeitalters steht, wenn er nur den empfohlenen Candidaten wählt. Unter den Händen verwandelt sich ihm der Stimmzettel in ein Passagierbillet nach den Inseln der Glücklichen. Und welche schicksalsschwere Bedeutung seine Entschlüsse haben! Selbst das Auge des allmächtigen Staatsmanns ist erwartungsvoll auf ihn gerichtet. In der Spitze der kleinen Stahlfeder, mit welcher er auf einen weißen Zettel den Namen seines Candidaten schreibt, laufen alle Geschicke des Landes zusammen. Mit einem einzigen Federzug kann er entweder das Todesurtheil der Cultur oder das Werdewort der neuen Freiheit niederschreiben. Denn wenigstens versichern ihm die glaubwürdigsten Flugblätter, von welcher

Partei sie auch ausgehen mögen, daß es nur in seinem freien Willen steht, die Freiheit gegen die Knechtschaft, das Recht gegen die Willkür, die Bildung gegen die Rohheit, das Licht gegen die Finsterniß zum Sieg zu führen. Kein Wunder, daß der Wähler etwas wie das Seil der Nornen durch seine Finger gleiten fühlt. Er schüttelt die Schlachtenloose wie Zeus der Olympier und unter den Candidaten weilt er wie Penelope unter den Freiern: Alle strecken die verlangenden Arme nach ihm aus, alle buhlen mit beredten Lippen um seine Gunst . . . Der Wähler ist glücklich!

Der zweite Act ist schon wesentlich dramatischer. Der Wähler hat Stellung genommen. Jetzt bekommt er nicht mehr nur Honig und Rosenbonbons, sondern auch Wermuth und Latwerge zu schlucken! Jedem Kosenamen seiner Parteigenossen folgt eine Schmähung der Gegner. Bald betrachtet der Wähler jede andere Ansicht über die politische Lage als eine persönliche Beleidigung. Die Bürgerschaft ist in zwei feindliche Lager gespalten — hie Capulet! hie Montecchi! — und auf den Straßen hört man im Vorübergehen Gespräche wie die folgenden:

„Dürfte ich Sie vielleicht für meine ausgegangene Cigarre um etwas Feuer bitten?"

„Ja — wenn Sie mich vergewissern, daß wir über das Tabaksmonopol übereinstimmen . . ."

„Vielleicht könnten Sie mir Auskunft geben, wann die nächste Pferdebahn vorüberkommt?"

„Allerdings — aber ich muß erst wissen, wie Sie über die Verstaatlichung der Eisenbahnen denken . . ."

Ein tiefer Hader wühlt in allen Schichten der Bevölkerung und der Wähler holt Abends aus seinem Schranke den beulenreichsten Cylinder, um in Volksversammlungen für die gute Sache das grausamste Bier zu trinken. Die betrübte

Gattin aber schreibt schon jetzt auf die Verlustliste des Wahlkrieges eine Anzahl von todtgeschlagenen Nächten.

Der dritte Act zeigt uns den Wähler auf seiner Scheitelhöhe. Er hat das Höchste erreicht, was der einfache Wähler erreichen kann: Er ist Vertrauensmann geworden! Nun darf er Treppauf, Treppab eilen, um die Säumigen zu ermuntern, die Schwankenden aufzurichten und die Andersgesinnten zu bekehren. Er lebt und webt nur noch im Wahlkampf und ist Wähler vom Wirbel bis zur Zehe. Frühmorgens klingelt es bei ihm. Der Klavierstimmer tritt ins Zimmer.

„Was wünschen Sie?" poltert ihm der Wähler entgegen.

„Nun, ich will stimmen!"

„Hier haben Sie den Stimmzettel!" erwiedert unser Vertrauensmann und schiebt den Betroffenen zu Thür hinaus...

In dem Augenblicke wird im Nebenzimmer die Stimme des Hauslehrers laut, der seinem Schüler aus dem Cornelius Nepos übersetzt:

„Nicht mit Reden, Quiriten, sondern mit dem Schwert wollen wir kämpfen. Denn was das Wort nicht vermag, das kann die That..."

„Candidat?" stürzt unser Wähler ins Zimmer. „Was sagten Sie von Candidat? . . ."

Und erst nach geraumer Zeit kann ihm das Mißverständniß klar gemacht werden. Der Wähler steckt jetzt tief in seinem politischen Wirken. Seine europäische Wichtigkeit ist ihm über den Kopf gewachsen. Er findet selbst Nachts keine Ruhe: Er wählt aus dem Schlaf! Und er wacht schweißgebadet auf, wenn ihm einige Stimmen an der absoluten Majorität fehlen . . . Das Wahlfieber ist zum Wahldelirium geworden.

Der vierte Act bringt endlich die Katastrophe. Der Wahltag ist gekommen. Von Früh bis Abends ist der Wähler

auf den Beinen. Jeder Nerv in ihm ist elektrisch durchzuckt. Endlich in später Stunde kehrt er nach Haus zurück. Auf die Frage der Gattin findet er kaum wirre Laute. Er hat den Sieg gewonnen, aber den Athem verloren. Eine fünfstellige Zahl ist das Letzte, was er in der äußersten Erschöpfung aller Kräfte verlauten läßt . . .

Und nun der leidige Schlußact! Schon beim Durchprüfen der Zahlenergebnisse schwindet ein wenig das stolze Selbstgefühl des Wählers. Diese brutalen Ziffern! Sie verschlingen die individuelle Bedeutung des Einzelwählers in ihrem Zahlenrachen auf Nimmerwiederfinden. Indessen tröstet den Sieger das Bewußtsein des Triumphes und er greift lüstern nach den gegnerischen Blättern, um die Trophäen im Lager der Feinde zu sammeln. Aber welche Enttäuschung erwartet hier den Bedauernswerthen! Es ist die Eigenart der Wahlkriege, daß sie nur Sieger und keine Besiegten erzeugen. Denn allen Ziffern zum Trotz erklären sich die Geschlagenen regelmäßig für die wahren Sieger. Für solche Fälle sind die „überwältigenden Minoritäten“ und die „Stimmen, die man wägen und nicht zählen muß“, vortreffliche und erprobte Hülfsmittel. Sie werden mit Triumphatormiene dem siegreichen Wähler der Gegenpartei vorgehalten — und wenn auch Das nichts helfen will, so wird die Entscheidung des allgemeinen Stimmrechts, die noch vor kurzem von aller Welt für inappellabel erklärt wurde, auf ihren „inneren Werth“ ehrfurchtslos geprüft. Es wird von dem „Unverstand der Wahlurne“, es wird von der „Trüglichkeit der Volksstimme“ gesprochen . . . und der Wähler, der soeben noch im Rath der Götter gesessen und auf den Höhen der Weltgeschichte gethront hat, fühlt den Kronenreif treulos von seinem Haupte gleiten. Am Ende wird ihm Schillers beliebter Vers entgegengehalten, daß Vernunft immer nur bei Wenigen gewesen ist . . . und aus allen Himmeln gestürzt muß er sich nach der siegreichen Schlacht

noch für einen Schwachkopf erklären lassen, nur weil er die Mehrheit auf seiner Seite hat!

Trostbegierig wendet er sich an seine Genossen. Aber auch sie sind inzwischen zur Besonnenheit zurückgekehrt. Sie sagen ihm nicht mehr, daß er den Sieg des Lichts über die Finsterniß erreicht hat, sondern geben zu, daß die Sonne auch heute noch nicht sonderlich heller leuchtet als gestern . . . Der Wähler will verzweifelt einen Einwand wagen, will nach den Wirren des Wahlkampfes eine bessere Errungenschaft sein Eigen nennen . . . aber mit dem Stimmzettel hat er zugleich seine politische Selbstständigkeit in die Mündung der Urne geworfen, er muß drei Jahre lang seine Ueberzeugungen commissarisch verwalten lassen, und mit der betrübenden Einsicht, daß die Wähler verschwinden und die Mandate bleiben, muß er wieder in die Einflußlosigkeit der früheren Tage zurücksinken . . .

Mit dem Tode seiner politischen Einzelbedeutung endet das Trauerspiel des Wählers und der Vorhang fällt über einem kampfreichen Schauspiel . . . Es erfüllt, wie man sieht, alle Forderungen des Aristoteles: Möge es an einem hellen Zukunftstag auch der wichtigsten genügen und — eine Reinigung der Leidenschaften herbeiführen.

## Vom geistigen Nothstand.

Der klerikale Reichstagsabgeordnete Herr von Schorlemer-Alst hat in einer seiner ungezählten Kulturkampfreden gelegentlich auch von einem „geistigen Nothstand" gesprochen, der sich im Lande fühlbar macht und in gefahrdrohender Weise um sich greift. Und damit hat der ultramontane Redner unzweifelhaft eine verdienstliche Bemerkung gemacht.

Der geistige Nothstand . . .!

Ja in der That, es ist unglaublich, wieviel Menschen es in der Welt giebt, denen es an den nothwendigsten geistigen Lebensmitteln gebricht und die an einer wirklich erschreckenden Gedanken-Hungersnoth leiden. Besonders beklagenswerth tritt dieser Nothstand in denjenigen Distrikten unseres Vaterlandes zu Tage, von welchen die Gesinnungsgenossen des Herrn von Schorlemer-Alst in's Parlament geschickt werden. Hier ist in Folge der jahrelangen Ueberschwemmungen mit schwarzen Agitationen und der trostlosen Mißernten in der Volkserziehung nachgerade der Arbeitsmangel vieler Gehirne ein permanenter geworden; hier giebt es so zahlreiche, intellektuelle Nothleidende, daß die meisten Menschen sozusagen nur von der Hand in den Mund denken und sich besonders an Wahltagen die betrübsamsten geistigen Entbehrungen auferlegen. Ja, hier ist schleunigste Abhülfe erforderlich und darum ist es Ehrenpflicht,

unter dem Motto: „Bis dat qui cito dat“ zunächst folgende Vorschläge zur Beseitigung des Nothstandes laut werden zu lassen:

Das Erste wäre die Veranstaltung von umfassenden öffentlichen Gedankensammlungen, die dann von bevollmächtigten Vertrauenspersonen in den darbenden Distrikten zu verbreiten wären. Die besitzenden Geistesklassen sollten ja nicht diesem Nothstand ihre Aufmerksamkeit entziehen! Selbst die kleinste Spende kann heilsam wirken und der Verfasser dieses Buches erklärt sich nach wie vor bereit, geeignete Beiträge entgegenzunehmen.

Uebrigens sind dabei nicht ausschließlich neue Gedanken erforderlich. Vielmehr sind auch manche abgetragene und alte Ideen, die man längst entbehren zu können glaubte, in Folge der furchtbaren Geistesnoth in jenen schwarzen Gegenden wieder verwendbar geworden.

Sodann wären an Ort und Stelle Vereine gegen geistige Verarmung und Bettelei zu organisiren. Die Vorstandsmitglieder müßten unermüdlich darin sein, die Hütten der Verstandes-Armen in Person aufzusuchen, die Hülfsbedürftigen allwöchentlich mehrere Mal mit Gedanken zu speisen und sie in regelmäßigen Intervallen wieder und wieder mit dem unentbehrlichen logischen Taschengelde zu versorgen.

Der traurigste Mangel aber, der sich in jenen Distrikten fühlbar macht, ist der Mangel an Licht. Es giebt da viele Leute, die ihr ganzes Leben lang bis jetzt im Finstern tappten und in Folge dessen den Farbensinn so vollständig verloren haben, daß sie, so oft sie die Wahl haben, immer schwarz wählen. Hier muß fort und fort für neues Beleuchtungsmaterial gesorgt und ein Lichtquell bis in das entlegenste Haus geleitet werden.

An Beiträgen sind bisher hauptsächlich eingegangen:

M. L. 95 Wittenberger Thesen.

Voltaire 20 Bde. sämmtliche Werke.

G. E. L. 5 Akte Nath. d. W.

J. K—t. 370 Seiten Kritik der reinen Vernunft.

Minister F. 50 Paragraphen Maigesetze.

In Summa bisher seit dem Reformationstag 367 Jahre Aufklärungskampf. . . .

Durch energievolle Fortsetzung dieser Bestrebungen kann man hoffen, den geistigen Nothstand, den Herr von Schorlemer-Alst entdeckt hat, bald in einer Weise zu beseitigen, die seine eigene fernere Mitwirkung auf den politischen Gefechtsfeldern ausschließen dürfte.

## Amts-Poesie.

Die zarte Schmeichelstimme der Poesie hat sich schon oft als mächtig genug erwiesen, um selbst widerspenstige Herzen zu bezwingen und trotzigen Eigenwillen zu bändigen. Und so muß man sich wundern, daß erst in der Neuzeit der Versuch gemacht worden ist, den sanften Zauber der Dichtkunst auch für amtliche Bekanntmachungen zu verwerthen. Im Lupow-Thale hat man das sinnige Experiment unternommen. Statt den Wanderern auf einer Warnungstafel mit grober Wortkargheit zuzurufen: „Verbotener Weg!" hat man Apollo und die neun Musen angerufen und mit lyrischer Beredsamkeit prangt nun auf der amtlichen Holztafel die Versbitte:

„Es wird hiermit drauf hingewiesen,
Daß Jeder, der noch einmal diesen
Privatweg sich zu gehn erfrecht,
Für's erste Mal drei Reichsmark blecht.
Im Wiederholungsfall wird immer
Die Strafe um drei Reichsmark schlimmer.
Für streng reelle Innehaltung
Wird garantirt.
Die Gutsverwaltung."

Ich hoffe mit Zuversicht, daß dieses liebenswürdige Vorbild Nachahmung finden wird. Warum zum Beispiel den

Kutschern unserer Droschken an gewissen Straßenecken mit so liebloser Kürze bekannt machen: „Schritt!“ Wie würde sich dieses plumpe und unfreundliche Commandowort viel gewinnender bei unseren Rosselenkern einschmeicheln, wenn man es in die poetische Form gösse:

Behutsam sollst Du Schritt für Schritt
Hier lenken Deine Pferde.
Wer's weigert, kommt zur Wache mit.
Die Polizeibehörde.

„Die öffentlichen Anlagen sind dem Schutze des Publikums empfohlen.“ Das ist ein prosaischer Gemeinplatz, den man in allen städtischen Gärten immer wieder findet. Durch seine Alltäglichkeit hat er nachgerade jede Kraft eingebüßt und Niemand würdigt noch die amtliche Platitüde einer besonderen Aufmerksamkeit. Aber wie anders würde die Bitte sich selbst in spröde Herzen schmiegen, wenn etwa irgend eine Provinzstadt mit dem poetischen Beispiel voranginge:

Wer Blüthen von den Sträuchern pflückt,
Wer lieblos junge Zweige knickt,
Wer aufrührt kiesbestreute Wege
Und niederstampft bepflanzte Stege,
Wird zu Gefängnißhaft verdammt
Als rücksichtsloser Bube.
Das Oberbürgermeisteramt
in Guben an der Gube.

Ebenso würde in unserem Grunewald ein oft bedauerter Uebelstand bald Abhülfe finden, wenn die Sonntagnachmittags-Bummler an geeigneten Plätzen die Bitte fänden:

Wer sich auf diesen tannenduft'gen Matten
Nur thierischer Genußsucht freut

Und in des Waldes kühlen Dämmerschatten
Nur Brodpapier und Eierschalen streut,
Hat sich versündigt frevelhaft
Am grünen Glanz der Waldeserde
Und mit Verachtung sei er drum bestraft.

Die königliche Forstbehörde.

Daß aber selbst die sprödesten Prosaworte eine feierliche lyrische Umhüllung gestatten, möge noch der Versuch beweisen, den Worten „Achtung! Dampfwalze!“ ihren tiefen lyrischen Reiz abzugewinnen. Ich wähle die musengeweihte Versform der gereimten sapphischen Ode und singe fröhlich in die Welt hinaus:

Wo sich Stein auf Stein um den Fahrweg breitet
Und die Walze quer das Geröll durchschreitet,
Wo der Qualm entsteigt aus dem Erzkolosse —
Denke der Rosse!
Nicht zerstreut dann sollst Du des Weges fahren,
Das Gesetz nur sollst Du im Herzen wahren,
Und so denk' des Rufs in des Sinns Umnachtung:
Dampfwalze! Achtung!

Ich hoffe, daß diese gutgemeinten Anregungen nicht unter die Disteln und Dornen am Wege fallen, und daß sie den neun Musen den Weg in die Amtsstuben endlich bahnen werden.

## Für unsere coquetten Frauen.

Vor einem deutschen Gerichtshofe hatte vor einiger Zeit eine Dame bei Gelegenheit ihrer zeugeneidlichen Vernehmung vor Gericht ihr Alter auf sechsundzwanzig Jahre angegeben. Es wurde jedoch ermittelt, daß ihr Geburtsjahr den Rückschluß auf fast die doppelte Zahl der Lenze gebietet, welche sie zugestanden hatte, und die Bedauernswerthe hat darauf eine Vorladung zu einer verantwortlichen Vernehmung wegen — Meineides erhalten . . .

Ist wohl jemals ein ungalanterer Prozeß dagewesen? Von jeher betrachtet man es als eine der unumgänglichsten gesellschaftlichen Rücksichten, eine Dame niemals nach dem intimen Geheimniß ihres Lebensalters zu fragen. Es gilt unter höflichen Leuten als ein Dogma, daß es Frauen über dreißig Jahre überhaupt nicht giebt. Eine Frau kann vielleicht elfundzwanzig, fünfzehnundzwanzig, neunzehnundzwanzig Jahre werden, aber die häßliche Dreißig dürfen wir ihr nach den Gesetzen der gesellschaftlichen Arithmetik nicht nachsagen, und was vollends die Vierzig betrifft, so ist es ja ein offenes Geheimniß, daß die Frauen im Gegensatz zu den Sechsundsechzigspielern sie niemals anmelden.

In Spanien, dem Heimathland der Galanterie, hat einst ein ritterlicher Kastilianer einer Frau auf ihre Entschuldigung:

„Verzeihen Sie, daß ich Ihnen den Rücken zukehre!“ die zarte Antwort gegeben:

. „Frauen haben überhaupt keinen Rücken!“

Das ist vielleicht eine gewagte anatomische Behauptung. Aber gewiß ist, daß Frauen kein Alter haben, und daß die Zahl ihrer Lebensjahre eine verschiebbare Nummer ist, wie der Datumzeiger eines stellbaren Kalenders.

„Wie alt bist Du?“ wurde ein Kind gefragt.

„Wenn ich mit Papa ausgehe“, lautete die Antwort, „bin ich fünfzehn Jahr alt; wenn aber Mama mit dabei ist, nur zehn!“

Das ist ein bekanntes boshaftes Bonmot, das uns den Beweis liefert, wie die Drehbarkeit der Altersziffern unseren Damen schon in der Jugend gelehrt wird . . . und dieser schonungsvollen Observanz der Gesellschaft tritt nun plötzlich der Präsident eines Gerichtshofes entgegen und fragt mit der ganzen unbarmherzigen Autorität des Staatsbeamten nach dem zartesten Mysterium, das eine Frau überhaupt zu verbergen hat!

Schon unsere Einschätzungs- und Volkszählungslisten enthalten in ihren vielen neugierigen Rubriken die Frage nach dem Alter unserer Frauen und Töchter. Aber hier kann eine kluge Undeutlichkeit der Handschrift helfen oder ein rettendes Härchen in der Stahlfeder, durch dessen Wirkung in die Ziffernkolonne ein verschwiegener Tintenklecks hineingeräth. Anders vor Gericht. Da heißt es von Mund zu Mund das delikateste aller Bekenntnisse ablegen und keine von den euphemistischen Verschreibungen wird gelten gelassen, welche die Höflichkeit so listig erfunden hat. Selbst in dem galanten Frankreich kennt man in dem Punkt keine Rücksicht.

„Wie alt sind Sie?“ frug der Vorsitzende eines Pariser Gerichts eine Zeugin.

„Aber Herr Präsident!“ antwortete sie erröthend, „wissen Sie nicht, daß eine Frau immer so alt ist, wie sie aussieht?“

„Für so alt hätte ich Sie nicht gehalten“, erwiderte der Grobian auf dem Präsidentenstuhl ....

Und wenn die Herren wenigstens so rücksichtsvoll wären, für jenen heiklen Augenblick der Verhandlung, in welchem die weiblichen Zeugen nach ihrem Taufschein gefragt werden, den Ausschluß der Oeffentlichkeit zu verfügen, oder ihnen zum Lohn für die wahrheitsgetreue Angabe das Gelöbniß der Amtsverschwiegenheit abzulegen. Aber nein! Vor versammeltem Publikum muß die subtilste aller Fragen beantwortet werden, und auf eine kleine harmlose Nothlüge der Eitelkeit ist die Strafe des Meineids gestellt .... Ich decke da einen wunden Punkt in der Jurisdiction auf, der recht trostlos wäre, wenn die weibliche Schlauheit nicht schließlich auch hier ein Auskunftsmittel gefunden hätte. Von der Gattin eines Staatsanwalts, welcher ich selbst einst vor Gericht gegenüber gestanden, hörte ich auf die Frage des Präsidenten, wie alt sie sei, die deutsame Auskunft:

„Eidesmündig.“

Ich empfehle diese deutsame Antwort allen Denjenigen von meinen coquetten Leserinnen, die bereits — gut conservirt sind.

## Sylvesterschäume.

An einem Sylvester-Abend war es einst, als ich in einsamen Träumereien die Mitternachtsstunde an meinem Pulte heranwachte. Statt mit helltönigem Gläsergeläut den Augenblick zu begrüßen, in welchem das letzte Sekundenpünktchen des alten und das erste des neuen Jahres zu einem unfaßbaren Stundenbruchtheil zusammenrinnen, erging ich mich in melancholischen Spaziergängen der Erinnerung und zog die nie genügende Bilanz von Wunsch und Erfüllung.

Was wird das neu heraufsteigende Jahr in den geheimnißvollen Falten seines Gewandes bergen? Wird es uns Blumen in den Schooß schütten oder Dornen ums Haupt flechten? Ich frug die Zeugen um Auskunft, welche mir von den verflossenen zwölf Monaten zurückgeblieben waren — alte Briefe, vergilbte Papiere. Sie erzählten mir von den vergangenen Tagen, und aus ihren Zeilenlippen quoll ein karger melancholischer Bericht von verglühten Hoffnungen und ausgeklungenen Freuden, von mancher verfehlten That und mancher verlorenen Stunde. Das neckte und wisperte in den staubgrauen Blättern, die durch meine Finger glitten, wie ein schadenfrohes Gnomengelächter. — Das rauschte und raschelte mir unter den Händen wie mürbes Lindenlaub . . . eine herbstliche Musik, bei der ich endlich einschlief. Leise entschwebte

mir im Schlummer das krause Theaterspiel des Lebens — mit dem Augenlid war der Vorhang gefallen. . . .

Aber auch in diesem Vorhang giebt es eine schmale Oeffnung zum Hinauslugen. Der Genius des Traumes hat sie uns offen gelassen und diesmal ließ er mich, unter den geschlossenen Augenlidern hervor, einen seltsamen Besuch schauen, der auf unhörbaren Geisterzehen hineinschwebte. Vier geheimnißumhauchte Gestalten traten ein und ich frug die Erste:

„Wer bist Du?“

„Ich bin die Hoffnung“, war die Antwort.

„Und Du?“

„Ich bin die Reue.“

„Und Du?“

„Ich bin das Glück.“

„Und Du?“

„Ich bin der Kummer.“

Hinter den beiden Paaren aber huschte schnellfüßig und tändlerisch ein lachender krausgelockter Knabe einher, dem der Koboldsübermuth aus allen Poren sprühte.

Ein unheimliches Staunen durchfröstelte mich bei dem Anblick der vier mächtigen Schicksalsgeschwister und ich erwartete mit beklemmter Brust, daß sie irgend ein außerweltliches menschenfremdes Werk beginnen würden. Aber Enttäuschung aller Enttäuschungen! Statt gespenstische Ziffern in die Luft zu zeichnen oder einen magischen Geisterreigen zu schlingen, setzte sich der Kummer und die Reue an meinen . . . Spieltisch nieder! Die Hoffnung und das Glück nahmen ihnen zur Seite Platz — der kleine Naseweis aber, der sie unablässig umtänzelte, holte aus der Tasche seines scheckigen Narrenkittels ein Spiel Whistkarten, das er mit spöttisch blitzenden Augen und schabernackfrohem Lächeln durcheinander mischte. Dann vertheilte er mit schnalzenden Fingern die Blätter kunstgerecht unter die Spielenden und wahrhaftig! die vier

gespenstischen Gäste begannen an meinem Spieltisch eine Whist-partie! . . .

Ich bekenne, daß ich über ein so völlig ungespenstisches Beginnen im Innersten empört war. Haben jemals Geister von Distinktion sich in dieser Weise aufgeführt? Mußte der Traumgott die elfenbeinernen Pforten seines Palastes öffnen, um mich mit einem Spielklub der vierten Dimension bekannt zu machen? Es war also nicht an den Whistpartien genug, mit welchen mich lebende Menschen so oft gelangweilt haben! Auch die Geisterwelt mußte mir noch ihre Sendlinge auf den Hals schicken, um mich mit den farbigen Kartenblättern zu peinigen . . . Enttäuscht wandte ich von diesen ganz aus der Art geschlagenen Gespenstern meine verdrossenen Blicke ab und schlummerte traumlos eine Zeit lang weiter, als mir plötzlich jener lachende Krauskopf mit der Spitze seines kleinen Fingers auf die Schulter tippte. Unwirsch fahre ich auf:

„Was giebt's?"

„Sieh her — dieses Kartenspiel —"

„Nun ja, ich sah's!"

„Zweiundfünfzig Blätter hat es . . ."

„Wie jedes Whistspiel!"

„Und weißt Du auch, was die zweiundfünfzig Blätter dieses Whistspieles bedeuten?"

„Nun?" . . .

„Es sind die zweiundfünfzig Wochen des vor Dir liegenden neuen Jahres!"

Erstaunt fuhr ich empor . . .

„Die Hoffnung und der Kummer, das Glück und die Reue haben darum gespielt, wieviel Wochen einem Jeden davon gehören sollen, und zu diesem lustigen Schicksalsspiel habe ich — Du hast es gesehen — die Karten gemischt."

„Du? Wer bist Du?"

„Der Zufall!"

„Und wer hat gewonnen?“ frug ich erregungsvoll weiter. „Wem sind die meisten Wochen-Tricks zugefallen? Dem Kummer und der Reue, oder der Hoffnung und dem Glück?“ . . .

Mit quälerischem Schweigen sah mich der Kobold eine Zeitlang an. Um seine Lippen, von welchen ich die Antwort auf die entscheidungsschwere Schicksalsfrage ablesen wollte, ringelte sich ein boshaftes Lächeln, und im Neckton der Komödienzofe erwiderte er endlich:

„Du wirst es erfahren! Jetzt aber müssen wir zu Deinen Mitbewohnern im Erdenhaus und bei ihnen das Spiel von Neuem beginnen!“ . . .

Und damit schlüpfte er schlangengewandt davon und durch seine Kinderaugen sah ich noch einen so listigen Strahl der Schadenfreude schimmern, daß mir vor Unmuth das Herz pochte, bis mich sein zorniges Klopfen aus dem Schlafe weckte. . . . . Ich saß wie vorher an meinem Pult und vor mir lagen die Blätter und Briefe, aus welchen ich mir die Räthsel des neuen Jahres hatte lösen wollen. Das Sylvesterorakel, das mir statt dessen der Traumgott herbeigeführt, war es eine Spiegelung des Mißmuths oder ein Bild der Welt? Spielen die Schicksale Karten um unser Leben, die der Zufall lachend durcheinandermischt, oder waltet eine vernünftige Nothwendigkeit über den Sternen und giebt Jedem sein gerechtes Maß? . . .

An der Schwelle des neuen Jahres gelüstet's wohl Alle, dem alten Schicksalsräthsel ins Auge zu blicken. Und wenn das ewige Räthsel wieder in das Bewußtsein tritt, so erstirbt das Lachen selbst im Munde des Uebermuthes . . . und still und einsam wird's auf der Bank der Spötter.

# Literarische Spaziergänge.

## Die Tapezier-Literatur.

„Der Herr Doctor zu Hause?“

„Ich bitte einzutreten.“

Damit führte mich die Dienerin meines Arztes, welchem ich meinen dauerhaften Bronchialkatarrh als Neujahrsbotschaft zu präsentiren beabsichtigte, in das ziemlich schmucklose Sprechzimmer. Eine steife und frostige „gute Stube“, in welcher mein pietätvoller Hausarzt als einzigen künstlerischen Schmuck das Oelbild seines Großvaters aufgehängt hatte. Aber wenn auch die Einrichtung mehr lebendigen Reiz gehabt hätte — in den Wartezimmern der Aerzte und Rechtsanwälte besitzt nun einmal die große Göttin Langeweile ihre üppigsten Altäre. Hier zählt man Tapeten-Arabesken. Hier trommelt man die neuesten Walzer-Melodien auf die Fensterscheibe. Hier sucht man das geometrische Gesetz der Teppichmuster auf und denkt tiefsinnig über die architektonischen Geheimnisse eines Kaminrahmens nach.

Und wenn man dies Alles mit Andacht und Ergebenheit erledigt hat, so überzeugt man sich entweder aus dem unvermeidlichen Künstler-Album, daß Friedrich Haase sich in der That bisweilen photographiren läßt, oder aber man greift zu einem Verzweiflungsmittel und blättert in den — Büchern, die auf dem schwarzgefirnißten Sophatisch ausgebreitet sind . . .

Es ist nämlich in Berlin und wohl auch anderwärts die Eigenthümlichkeit dieser Sophatische, daß sie keine Decke tragen,

sondern mit einem farbigen Mosaik belegt sind, das sich aus prunkvollen Buchdeckeln, aus goldglitzernden Prachteinbänden zusammensetzt. Und in diesen Einbänden stecken jene Bücher, die im Ensemble der Zimmereinrichtung nur die Stelle vertreten wollen, welche sonst Majolika-Nippes oder Alabaster-Schalen einnehmen. Es sind die Bücher, die nicht zum Lesen, sondern zum Ansehen, und nicht für den Bücherschrank, sondern für den Salontisch bestimmt sind. Ihr Lebenszweck ist ein wesentlich ornamentaler — sie bilden in ihrer Gesammtheit die Tapezier-Literatur, welche nur für die Bedürfnisse der Zimmerausstattung auf der Welt zu sein scheint . . .

Die Vorzimmerhaft bei meinem vielbeschäftigten Hausarzt gab mir den Anlaß, einmal über die Zusammensetzung dieser wunderlichen Abart der Literatur nachzudenken. Die Bücher, die ihr angehören, werden von den Verlegern gewöhnlich als Festgeschenke empfohlen. Zur Empfehlung wird aber mit anerkennenswerther Aufrichtigkeit nur ganz nebenher der Kern des Inhalts herangezogen: In der Hauptsache begnügen sich die Buchhändler mit der Toilettenbeschreibung des Buches, mit der Schilderung seines Aeußern. Der Hochdruck, der Blinddruck, der Buntdruck und der Golddruck spielen dabei eine große Rolle. Die Kopfleisten, das Büttenpapier und die Initialen sind wesentlich. Der byzantinische Pergamentdeckel oder der archaistische „Liebhabereinband" wird besonders hervorgehoben und der reiche Illustrationsschmuck in bengalischer Beleuchtung gezeigt.

Es sind Ausstattungsbücher, wie es Ausstattungsstücke giebt: Der Text bedeutet bei beiden nur die Begleitung für bunte Bilder — und daß der Inhalt dieser geputzten Bücher oft von trostloser Dürre ist, das ficht die Käufer des schillernden Tands ebensowenig an, wie es die Kinder grämt, daß ihre Puppen unter den blinkenden und rauschenden Seidenhüllen ein Inneres von Werg und Sägespähnen verbergen. Widerlegen doch diese Decorationsbücher das Vorurtheil, daß

Gedrucktes den Zweck hat, gelesen zu werden, schon durch ihr unhandlich Format! Denn es sind meist riesige Quartanten und Großfoliobände. die man ohne Unbequemlichkeit nur lesen könnte, wenn man über die gesegneten Hände des Riesen Drasal (Handschuhnummer $15^3/_4$) verfügte . . . .

Eine recht dankbare Aufgabe, zu diesen Büchern für Nichtleser den Text zu schreiben!

Und wenn wir nun gleichwohl einen Blick auf diese Texte werfen, so fällt uns in der Ausstattungsliteratur eine neue Aehnlichkeit mit der Ausstattungsdramatik in die Augen. Die Bühnen, welche das bezeichnete Genre pflegen, haben lange Zeit mit listiger Berechnung den Reisetrieb der Menschen auszunutzen gesucht, und das geographische Ausstattungsstück führte die Alleinherrschaft. Die Wunder der Fremde wurden behaglich vor uns ausgebreitet; wir stiegen in unsere Loge ein, wie wir in einen Waggon steigen, und wenn das letzte Glockenzeichen ertönt war, so reisten wir via Bühne durch die Weite der bewohnten Welt.

Auch die Ausstattungsbücher gehören in ihrer Mehrzahl diesem Genre an. Da wird irgend ein Land auf dem Globus ausgesucht und in einen Großquartband von „bewährten Künstlern" hineinillustrirt. Von Aegypten bis Mecklenburg, von Hinterindien bis Hinterpommern sind nachgerade fast alle Länder in reichgeschmückten Prachtwerken ausgebeutet worden. Es sind illustrirte Bädeker für jene wunderlichen Zimmerreisenden, die gern hoch zu Buch die Erde durchwandern — und da jede Reise ihre Beschwerden haben muß, so wird ihnen neben den Illustrationen eben auch ein begleitender Text geboten. So macht man seine Rheinfahrt, so liest man sich durch Skandinavien bis zum Nordcap herauf, so erblättert man die höchsten Berge. Es ist selbstverständlich, daß ich auch auf dem Sophatisch meines Arztes zwei Werke dieser Art

fand: Die Schweiz und Italien. Aus Rücksicht für meinen Bronchialkatarrh entschied ich mich für das letztere.

Einen andern Zweig der Tapezier-Literatur bilden die Anthologien: Die „Lichtstrahlen“ und „Perlen“, die bald „Iris“ und bald „Pharus“ heißen und uns bald „durch das Meer des Lebens“ hindurchhelfen, bald „für dunkle Stunden“ eine Leuchte bilden wollen: Meist geschmacklose Collectaneen, die eine Sammlung von sogenannten schönen Stellen in ungenießbarem Hintereinander bieten und Allgemeinheiten zusammenreihen, die außerhalb ihres organischen Zusammenhangs zumeist nur Halbwahrheiten bedeuten.

Ja, wenn die Herausgeber solcher Blumenlesen ihre Aufgabe richtig verständen! Sie könnten dann dem Publikum die nämlichen Dienste leisten, wie sie die Weisen des Landes jenem orientalischen König geleistet haben, der zuerst auf hundert Kameelen seinen Bücherschatz immer mit sich führte, dann aber von hundert Weisen alles Müßige und Werthlose hinaustilgen ließ und endlich nur ein artiges Bändchen übrig behielt, das er gemächlich bei sich tragen konnte. Aber solche fruchtbaren literarischen Additionen, solche geschickten summenziehenden Inhaltsangaben unseres aufgespeicherten Schriftthums . . . man darf sie nicht in den landesüblichen Blumenlesen suchen, und ihnen geschieht wahrlich kein Unrecht, wenn sie eben nur zur Verzierung des Sophatisches geeignet befunden werden.

Den breitesten Raum aber nehmen hier die illustrirten Klassiker-Ausgaben ein, die sich immer beängstigender vermehren und es nachgerade für den Bücherfreund zu einem Labsal machen, wenn ihm einmal wieder der keusche anmerkungslose Urtext ohne alle illustrativen Zuthaten zu Gesicht kommt. Ferdinand Kürnberger hat von den bildlichen Erläuterungen unserer Dichter überhaupt nichts wissen mögen. Sie bilden in der That eine Störung des höchsten Genusses, den ein Dichter gewähren, des schönsten Triumphes, den er

erreichen kann, indem er seine Leser durch nichts Anderes als durch die Kraft des malenden Wortes zwingt, seine Träume mitzuträumen und seine Gestalten mitzugestalten:

„Wenn ein Goethe“ — ruft Kürnberger aus — „mit der höchsten dichterischen Bildkraft ein Gretchen hervorbringt, welcher Radirer, Schaber und Kritzler darf sich zwischen mich und Goethe stellen mit der Prätension: Du sollst Dir das Gretchen vorstellen, nicht wie es Goethe will, sondern wie ich es will? Das wäre schlechthin erlaubt? Was ist denn alle Geisteswollust der Poesie als der Anstoß, welchen die Phantasie des Dichters der Phantasie des Lesers mittheilt? Und dazwischen dürfte ein Stoßballen sich einschieben, welcher illustrirt und welcher im Bunde der Dritte sein will? Ich dächte, es gäbe mehr als einen Bund, welcher zu intim, zu persönlich für einen Dritten“ . . .

Das heißt nun freilich das Kind mit dem Bade ausschütten, heißt der Zeichenkunst ein mit Glück erobertes Gebiet neidisch entziehen. Aber zweifellos hat heutzutage — der Tapezier-Literatur zu Liebe — die Illustrationslust alle vernünftigen Grenzen überschritten. In die Werke der großen Dichter werden an jeder nur möglichen Stelle anspruchsvolle Bilderbogen eingefalzt und zwischen die Zeilen der klassischen Dramen oft müßige Holzschnitte geklemmt, die der Phantasie des Lesers geradezu Gewalt anthun. Selbst Epigramme sind unglaublicher Weise der Illustrationswuth zum Opfer gefallen. Man nehme eine vielverkaufte Lessing-Ausgabe zur Hand — und man wird die Unterhaltung von Hinz und Kunz über die Erfindung des Pulvers mit der Explosionsscene aus dem Laboratorium von Berthold Schwarz illustrirt finden! Zu den Versen über den poetischen Schuster ist das getreue Porträt des Dichter-Schusters erläuternd hinzugefügt, und zu dem Scherz über den Autor, der nur deshalb seine Katze liebt, damit ihm die Mäuse seine Verse nicht fressen, sehen wir eine

Randzeichnung, die uns die Katze nebst den Mäusen und den angenagten Versen leibhaftig und sinnfällig vor Augen rückt!

Ein so unwägbares, der Anschauung entrücktes Object wie die Pointe eines Sinngedichtes bildlich zu erläutern — nun fehlte nur noch eine illustrirte Ausgabe von Lichtenbergs Aphorismen oder Ottiliens Tagebuchsentenzen. Und warum auch nicht? Wenn von dem Faden der Liebe und Anhänglichkeit die Rede ist, der sich durch Ottiliens Tagebuch zieht, wie der rothe Faden durch das Tauwerk der englischen Marine, so ist nicht einzusehen, warum nicht ein deutscher Verleger zwei Illustrationen hinzufügen sollte, von welchen die eine ein Bild der englischen Flotte und die andere die Porträts berühmter Seiler aus allen Jahrhunderten enthalten könnte. Wenn Lichtenberg das Messer ohne Stiel erwähnt, dem auch die Klinge fehlt, so würde sich ein Massentableau der Solinger Messerfabriken vortrefflich ausnehmen, und wenn der witzige Autor an anderer Stelle sagt, daß die Frauen auf dem Musenroß sitzen wie auf jedem Roß — einseitig, so müßte ein Gruppenbild aller weiblichen Dichter hinzugefügt werden, von Sappho bis Josephine Gallmeyer ... Warum sollte die Illustrationslust auf halbem Wege stehen bleiben? Und der Sophatisch verlangt nun einmal seine Bilderbücher ...

Der Weise von Bayreuth — ich rede natürlich von Jean Paul und nicht von Hans v. Wolzogen — hat einmal eine Satire „über den Kleiderluxus der Bücher“ geschrieben. Und Das in den bescheidenen Tagen unserer Großväter! Was würde er geschrieben haben, wenn er den Ausstattungsprunk der Neuzeit gekannt, wenn er die moderne Tapezier-Literatur erlebt hätte?

## Mein Autographen-Album.

Es soll mich nicht wundern, wenn das bekannte Thürschild gegen den Hausbettel, das man an so vielen Wohnungen findet, an den Thüren der Schrifstellerwohnungen bald noch einen Zusatz erhalten und fortan lauten wird:

„Mitglied des Vereins gegen Verarmung, Bettelei und Autographensammler“. . . .

In der That werden die Folgen des Autographen-Fiebers von Jahr zu Jahr immer unerträglicher. Schon wird kein Künstlerfest, kein Journalistenball mehr veranstaltet, ohne daß Sammelbogen in alle Schriftstellerwerkstätten entsendet und die Berühmtheiten des Landes um eine milde Tintenspende gebeten werden. Schon kann man keine Berliner Abendgesellschaft mehr besuchen, ohne daß sich plötzlich die anwesenden Schriftsteller warnungsvoll zuflüstern: „Dreht Euch nicht um! dreht Euch nicht um! Der Autographenfächer geht herum!“ Ja, bereits könnte man aus den mürrischen Ablehnungen und den widerborstigen Scherzworten, mit welchen einzelne Poeten die Autographen-Narren heimgeschickt haben, von allen Autographenbüchern das lustigste zusammenstellen . . .

Es ist Zeit, daß hier Wandel geschafft wird. Man muß den Berühmtheiten zu Hülfe eilen, die von den Handschriften-

sammlern bestürmt werden, und darum habe ich opferbereit den Versuch gemacht, im Sinne und in der Ausdrucksform unserer gefeierten Poeten eine Anzahl von Sprüchen und Sentenzen in Vers und Prosa, die für Autographensammlungen geeignet sind, vorzuarbeiten. Ich schütte in buntem Durcheinander meinen Vorrath in dieses Buch und hoffe damit den aufdringlichen Sammlern zu zeigen, wie man sich sein Autographen-Album selbst zusammenstellen kann, ohne irgend Jemanden zu belästigen.

So habe ich z. B. Paul Heyse in meinem Buche durch die folgenden drei Ritornelle vertreten:

Blüthe der Gurke!
Ein Ritornell ist eins, zwei, drei gedichtet
Und wer's nicht geistreich findet, ist ein Schurke!

Duft der Orange!
Wenn bei des Frühroths Strahl der Ball zu Ende,
Trinkt man im Wiener Café noch Melange.

Zweig der Granate!
Du hauchst mir an der Brust der Schwiegermutter:
Laßt ogni speranza draußen, voi ch'entrate.

Paul Heyse.

Von andern zeitgenössischen Berühmtheiten habe ich mir die folgenden Sinnsprüche eingeschrieben:

Zwar fühlt man nicht stets poetische Keime keimen,
Doch kann man stets ein Paar klingende Reime reimen.
Und wenn in den Klängen auch kein Gedanke steckt,
Leicht läßt sich das Volk mit dem persischen Leime leimen.

Friedrich Bodenstedt.

Dies Album für den Nipptisch —
Ich weihe es ägyptisch!
Und zwar mit mystisch tiefen
Selbsteignen Hieroglyphen.

Georg Ebers.

*

Wenn Du noch eine Feder hast,
So laß sie hurtig Verse spritzen:
Dir spart's des Denkens böse Last —
Und Andern giebt es Stoff zu guten Witzen.

Albert Träger.

*

Alle deutschen Theater sind schlecht. Aber ohne Ausnahmen! Nur meine Theater waren gut. Aber ohne Einnahmen!

Heinrich Laube.

*

Einen Sinnspruch zu verkünden,
Wird dem Weisen niemals schwer:
Doch im Spruch den Sinn zu finden
Ist schon oft weit schwieriger.

Weisheit wird in Jugendtagen
Freilich schlecht am Platze sein.
Willst Du gold'ne Worte sagen,
Muß es mit der Glatze sein.

Schreibst Du d'rum auf Album-Blätter,
Sei's orakelgleich vertieft,
Und das Volk ruft: „Alle Wetter!
Wie der Mann von Weisheit trieft!“

Karl Frenzel.

Autographen, die für Fächer bestimmt sind, müssen eigentlich in Stab-Reimen abgefaßt werden.

Julius Stettenheim.

*

Ehre Dich selbst!
Wehre Dich selbst!
Nähre Dich selbst!
Barbiere Dich selbst!
Frisiere Dich selbst!
Frottire Dich selbst!

Franz v. Schönthan.

*

O schwerstes Kreuz! o bitterste Pein,
Auf Wunsch eines Sammlers bedeutend zu sein.

Fr. Vischer.

*

Manchmal ist der Gedanke zu lang und das Papier zu kurz. Manchmal ist aber auch das Papier zu lang und der Gedanke zu kurz.

Eduard v. Hartmann.

*

Beim Tanze muß ich die Schönste ha'n:
Die Häßlichen mag ich sitzen la'n.

Victor v. Scheffel.

*

„Mir fällt merkwürdig oft Nichts ein" — und selbst Das ist mir bereits vor Jahren eingefallen.

Paul Lindau.

Schreib' Stücke nicht nach kritischen Gesetzen.
Schreib' Stücke, die den großen Schwarm ergötzen.
Dann wird man Dir zwar mehr als Andern fluchen,
Doch mehr als Andere hast Du auch zu buchen.

Hugo Bürger.

*

Die Fehler, die ein Lustspieldichter begeht, darf er niemals dem — Kritiker verzeihen, der sie nachweist.

Gustav v. Moser.

*

Will Dir kein sinniger Vers gelingen,
So mußt Du die schwarzweiße Fahne schwingen.
Und fällt Dir kein wirksamer Aktschluß ein,
So mußt Du: „Es lebe der Kaiser!" schrei'n.

Felix Dahn.

*

Es giebt manche sehr deutlich schreibende Autoren, die erst unleserlich werden, wenn man sie druckt.

Quidam.

*

Das Leid, an dem ich kranke,
Ist manches Dichters Weh:
Eine Feder — und kein Gedanke!
Papier — und keine Idee!

Ein Dichter für Viele.

## Von blauen Strümpfen.

Es ist über schriftstellernde Frauen schon so viel von Männern geschriftstellert worden, daß es überflüssig wäre, dies Kapitel noch zu vermehren. Aber Das gestehe ich ganz offen, daß weder der langjährige intime Verkehr mit einigen sehr begabten Schriftstellerinnen, noch die delikaten Lesegenüsse, die ich manchem ausgezeichneten weiblichen Poeten verdanke, im Stande waren, meine mißtrauische Abneigung gegen Frauenfedern ganz zu unterdrücken.

Ich erinnere mich, daß ich einst vor Jahren in einer Verlosung weiblicher Handarbeiten einen — Roman von Luise Otto gewonnen habe. Selten hat mich Etwas so erheitert, wie diese kritische Bosheit des Zufalls, der unter die Handarbeiten einen Roman geworfen hatte, in welchem allerdings von Kopfarbeit nichts zu spüren war.

Man ersieht aus dieser schadenfrohen Erinnerung meine Gesinnungen. Ich schwöre auf das Wort von Alphonse Karr, daß eine bücherschreibende Frau ein Doppelverbrechen begeht, indem sie nämlich erstens die Zahl der Bücher vermehrt und zweitens die Zahl der Frauen vermindert. Ich schwöre darauf, daß der Apfel, durch den Eva einst den Adam verführt hat, nicht der Gallapfel war, aus welchem die Tinte präparirt wird. Für mich wenigstens wird eine Frau, die eine Liaison mit der Druckerschwärze aufsucht, mit einem Schlage in all'

ihren Reizen entzaubert — ein Mädchen, das selbst Verse macht, hat mich noch niemals zu Versen begeistert!

Und den Mädchen, den jungen wie den alten . . . ihnen sei noch das Schriftstellern verziehen! Aber bekomme ich literarische Erzeugnisse von verheiratheten Damen in die Hand, so erwachen in mir neben andern Bedenken zugleich immer gewisse hauswirthschaftliche Zweifelfragen, die mich zwar im Grunde genommen nichts angehen, aber doch als Menschenfreund beängstigen. Selbst in der duftigsten Novelle aus weiblicher Feder rieche ich den Braten, der an dem Entstehungstage der Arbeit dem Gatten vorenthalten wurde, und selbst aus den salzlosesten Humoresken von Frauenhand schmecke ich Etwas wie eine versalzene Suppe hervor. Hundert fehlende Hemdknöpfe, hundert ausgefaserte Knopflöcher schreien zu mir um Rache, wenn ich ein eingesandtes Frauenmanuskript durchlese, und zwischen seinen enggeschriebenen Zeilen sehe ich deutlich den ganzen Ehestandsjammer des bedauerlichen Gemahls.

Verschärft werden diese Bedenken aber noch, wenn der Gatte einer Schriftstellerin selbst ein Schriftsteller ist. Welch ein angenehmes Gefühl gewährt es, nachdem man einen ganzen langen Tag über kniehoch in Druckerschwärze gestanden hat, wenn man dann des Abends in eine ganz ausgelüftete literaturfreie Häuslichkeit tritt! Aber wie traurig, wenn der geistmüde Mann schon an der Thürschwelle seiner Wohnung wieder von Literatur empfangen wird, oder wenn er gar nach einem arbeitsvollen Tage noch am Abend mit der Familienanzeige überrascht wird, daß seine Gattin inzwischen von einem gesunden Drama genesen ist, und daß sich Mutter und Drama den Umständen angemessen befinden! . . .

Wenn man sein abendliches Butterbrod mit einem neuen Schauspielplan belegt bekommt, wenn man selbst den Thee nicht ohne Tintenbeimischung zu sich nehmen kann . . . nein, in einer solchen Ehe hielt ich es keine vier Wochen aus!

Entsetzt würde ich vor meiner Frau Reißaus nehmen und ihr zum Abschied frei nach Lady Macbeth zurufen:

„An Deinen Fingern klebt Tinte, und alle Wohlgerüche Arabiens können Das nicht wieder gut machen!“

Und wenn nun erst die Gattin vor die Oeffentlichkeit tritt! Am Ende mit einem Theaterstück! Mit einem Schauspiel! Mit einer Tragödie! . . . Das muß einen wahren Wirrwarr im Hause geben . . . Zuerst das Warten auf die Annahme des Stücks, dann das Warten auf die Proben, dann die Proben selbst, dann der Tag der Aufführung . . . und dann die Kritiken! Dort ein höflich überzuckerter Tadel, dort eine versteckte Malice und dort gar jenes sauersüße, mühsame Lob, das dem ehrgeizigen Schriftsteller noch viel schärfer in die Haut beißt, als die herbste Ablehnung: Für den journalistischen Gatten aber als Endresultat einige Mittagbrode, zu welchen ich bei Leibe keine Einladung hätte bekommen mögen, und dazu die traurige Erfahrung, daß es ihm wenig genützt hat, in seinen Kritiken die guten Lehren zu geben, wenn die eigene Gattin auf dem Theater die schlechten Beispiele giebt!

Ein schwarzes Bild, diese Frauen-Schriftstellerei, wenn man sie vom gesellschaftlichen Standpunkt, vom Standpunkt des ehelichen Glücks betrachtet! Freilich — es soll in der Literatur keinen Schutzzoll und kein Monopol geben. Hier soll ohne Unterschied des Geschlechtes der Satz bestehen bleiben, daß Jeder darf, was Jeder kann. Aber — glücklich der Mann, dessen Frau ihr Gewissen von jeder literarischen Sünde freigehalten hat! und dreimal glücklich der Schriftsteller, der mit einem frohen und strammen Nein antworten kann, wenn ihm etwa Jemand die Frage vorlegt: „Leben Sie mit Ihrer Frau in Tintengemeinschaft?“

## Furor biographicus.

Zu den deutschen Erbübeln gehört bekanntlich auch der Furor biographicus — es ist die Sucht unserer Biographen, bei den Lebensbeschreibungen großer Männer alle kleinen Dinge ihres Erdenseins in breiten Büchern auseinanderzufalten. Da wird jeder Papierschnitzel hervorgeholt, jedes Schubfach durchstöbert, jeder Zettelkasten ausgepackt — und was wird aus allen diesen vergilbten Lebenszeugnissen nicht überwitzig herausgedeutet! Jeder Knabenstreich des großen Mannes wird in tiefen Zusammenhang mit seinen künftigen Geschicken gebracht, in den Randkritzeleien der Buchstabirfibel findet der kühne Deuter schon die Spuren der „sämmtlichen Werke", und so wird der Unsterbliche schonungslos bis in die Zeiten zurückverfolgt, da er noch als ein höchst unliterarischer Hosenmatz auf die Schiefertafel kratzte und mit den Geheimnissen des Alphabets die erste Bekanntschaft machte.

Wie oft ist dieser alexandrinische Kleinigkeitseifer unserer Biographen aus hellen Kehlen verlacht worden! wie oft hat man ihnen gesagt, daß als die beutelosefte von allen Schnitzeljagden — die Papierschnitzeljagd zu bezeichnen ist! . . . Und doch tritt der alte Erbfehler immer wieder und immer ergötzlicher ans Tageslicht. . . .

Da hat kürzlich Karl Emil Franzos eine erste kritische Gesammtausgabe von Georg Büchners sämmtlichen Werken erscheinen lassen (im Verlage von J. D. Sauerländer in Frankfurt am Main) — und das ist gewiß ein dankenswerthes Unternehmen. Denn Büchners Trauerspiel „Dantons Tod" ist mit seiner kühnen Genialität, seiner trotzigen Kraft und Herbheit eine literarische Schöpfung, die uns immer wieder verlocken muß, alle noch irgend erhaltenen schriftstellerischen Aeußerungen des so früh heimgegangenen Dichters zu durchforschen. Man weiß es, wie Karl Gutzkow, dem der Autor das Manuscript von „Dantons Tod" zuerst übersandt hat, Georg Büchner in die Literatur einführte:

„Die Kritik", so begann Gutzkow seine Besprechung, „ist immer verlegen, wenn sie prüfend an die Werke des Genies herantritt. Sie, die sonst so schnelle wortreiche Base, blickt hier scheu und wählt ängstlich in ihren Ausdrücken, um das Würdige mit Würde zu empfangen. Die Kritik kann hier nicht mehr sein als der Kammerdiener, der die Thür des Salons öffnet und in die versammelte Menge laut des Eintretenden Namen hineinruft. Das Uebrige wird das Genie selbst vollbringen. Es wird dem matten Gespräche plötzlich eine neue Wendung geben und Ideen aus seinem Haupte schütteln. Das Genie bedarf keiner Empfehlung — das fühlen wir, wenn wir von Georg Büchner reden und treten auch in Folgendem nur abseits in einen Winkel, um die Sache für sich selbst reden zu lassen". . . .

Der Dichter, den Karl Gutzkow mit einem so beredten Geleitsbrief in die Welt sandte, wird gewiß jedem Denkenden eine Fülle von Anregung bieten.

Aber der arme Georg Büchner ist nur dreiundzwanzig Jahre alt geworden. Auf seinen Grabstein mußte Herwegh die Inschrift setzen: „Ein unvollendet Lied sank er ins Grab, der Verse schönsten nahm er mit hinab!" Und so muß man billig

erstaunen, daß dies kurze Leben dem Editor der Gesammtausgabe zu einer so langen Lebensbeschreibung den Anlaß gegeben, einer Lebensbeschreibung, die sich mit breiter Geschwätzigkeit über hundertundachtzig Seiten hinstreckt.

Woher der Stoff dazu? . . . Ja wenn nicht der furor biographicus wäre! . . . Noch niemals ist die Gymnasiastenzeit eines Schriftstellers so gewissenhaft durchgrübelt worden, noch niemals hat man die Schulhefte eines Dichters mit so überwältigend komischer Gründlichkeit erforscht und gedeutet! In langweiligen Unterrichtsstunden hat Büchner an den Rand der Hefte allerhand naseweise Glossen geschrieben. . . . . Wer hat es nicht gethan? . . . Aber weil Büchner später „Dantons Tod“ gedichtet hat, werden uns jetzt auch seine Schulknabenscherze getreulich mitgetheilt. In dem Diktat z. B. über die pelasgischen Buchstaben hat er bei § 11 hinzugeschrieben:

„Bei Lauterbach hab' ich mei' Strumpf verloren.“

Man denke sich das Unglück, wenn die Nachwelt nicht diesen gloriosen Witz durch Franzos erfahren hätte!

Mit den deutschen Aufsätzen, die Büchner bis in sein sechzehntes Jahr hinein lieferte, ist Franzos sehr unzufrieden und vermißt darin „eine Spur jenes Dichtergeistes, der später Deutschland mit seinem Ruhm erfüllen sollte.“ In Folge dessen werden denn auch diese ersten Schulaufsätze von der Gesammtausgabe unbarmherzig ausgeschlossen und erhalten keinen Antheil an Büchners Unsterblichkeit. Dagegen werden die Glückwunschgedichte, die der Vierzehnjährige (!) seinen Eltern in unbeholfenen Hexametern widmete, vollinhaltlich abgedruckt. Hoffentlich ziehen unsere um ihren Nachruhm besorgten Sekundaner eine gute Lehre daraus und geben sich mit jedem Geburtstagsvers recht hübsche Mühe: Denn wie leicht könnten sie später unsterblich werden und dann sind sie vor der Nachwelt mit ihren Schulreimen kompromittirt!

Noch ernsthafter erläutert Franzos alle Aufsatzphrasen

des Primaners Büchner, in welchen das Wort „Freiheit“ verklingt. Wer von uns ist nicht als Primaner ein ganz verwegener Weltverbesserer gewesen? wer hat nicht bereits vor seinem Abiturienten-Examen verschiedene Throne gestürzt, mit Brutus die Faust gegen Tarquinius Superbus geballt und mit Wilhelm Tell die Armbrust auf Geßler gerichtet? So hat auch Büchner in Schulaufsätzen gegen Tyrannen gedonnert. Aber Franzos bringt alle diese Aeußerungen in wichtigen Zusammenhang mit der späteren politischen Thätigkeit des Dichters und ringt sich offenbar nur mühsam das Bekenntniß ab, daß „selbst Georg Büchner als Gymnasiast noch kein fertiger klarer Parteimann gewesen ist . . .“ Man denke! . . . Auch die Frage, ob Büchner als Primaner ein Atheist war, wird behutsam untersucht und durch die überzeugendsten Aufsatzfragmente geschlichtet. . . .

Unsere armen Unsterblichen! Daß sie sich selbst über ihre Primaneransichten vor den kommenden Jahrhunderten verantworten müssen! Man freut sich doch niemals so innig, kein großer Mann zu sein, als wenn man die Lebensbeschreibungen der Großen durchliest.

# Zum Verständniß der Klassiker.

Mehr als ein halbes Jahrhundert war seit der Vollendung von Goethes „Faust“ dahingerauscht und auf ungezählte Bewunderer hatte das kühnste Werk der Weltliteratur seine überwindende Wirkung geübt, als Professor Du Bois-Reymond plötzlich die überraschende Entdeckung machte, „daß Faust, statt an den Hof zu gehen, ungedecktes Papiergeld auszugeben und zu den Müttern in die vierte Dimension zu steigen, besser gethan hätte, Gretchen zu heirathen, sein Kind ehelich zu machen und Elektrisirmaschine und Luftpumpe zu erfinden . . . .“

Ich bekenne, daß mir diese Aeußerungen des verehrten Rektor Magnificus aus der Seele gewitzelt sind, und daß überhaupt nach meiner Ansicht sehr viele klassische Dramenhelden einen weit nützlicheren Beruf hätten wählen können, als es uns ihre Dichter leider erzählen. Man gehe mit dem akademischen Geleitwort Du Bois-Reymonds an die Prüfung unserer Bühnenliteratur und man wird manchen frommen Wunsch nicht unterdrücken können.

Da ist z. B. Uriel Acosta, ein junger philosophisch geschulter Denker mit ganz unleugbarer Befähigung zum Privatdocenten. Wer muß es nicht tief bedauern, daß er in Amsterdam mit einer jüdischen Banquierstochter seine Zeit und

schließlich sein Leben verliert, statt sich in Heidelberg, wohin er ohnedies den Weg nehmen wollte, ordnungsgemäß zu habilitiren und über die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grund ein fruchtbares Kolleg zu lesen?

Auch Romeo's Leben sehen wir leider ohne jede wissenschaftliche Nutzanwendung verfließen. Statt in den Grabgewölben Veronas, an der Bahre Juliens, experimentale Beobachtungen über das Wesen des Scheintodes zu machen und später den Trank des Apothekers auf seine toxikologische Zusammensetzung zu prüfen, vernascht er seine Zeit mit ergebnißlosen Seufzern und Leidenschaften, die allein schon von sanitätspolizeilichen Gesichtspunkten aus schwer zu vertheidigen sind.

Auch Schiller ist im „Wallenstein" keineswegs mit der wünschenswerthen wissenschaftlichen Genauigkeit vorgegangen. Wenn der Vorhang sich erhebt und wir den Feldherrn in seinem astronomischen Thurm sehen, während Mars bereits die Stunde regiert, so ist die erste Frage, die jeden gebildeten Hörer spannungsvoll beschäftigt, wieviel Millimeter Brennweite die Linse seines Fernrohrs gehabt und wie sich die siderischen Vorgänge ohne die Anwendung von Spiegelteleskopen so genau betrachten ließen? Ueber alle diese nächstliegenden Fragen bleibt uns der flüchtige Autor die Antwort schuldig. Seinen Helden aber sehen wir in den zeitraubendsten Erörterungen mit höheren und niederen Militär-Personen seine Tage vergeuden, die er doch zur Erfindung des Photoheliographen und des Spektroskops so viel nützlicher verwendet hätte.

Am Traurigsten sehen wir in Kleists „Käthchen von Heilbronn" den Helden des Stückes seiner wahren Aufgabe untreu werden. Wenn dieser Graf Wetter von Strahl auch nur einen mäßigen akademischen Bildungsgang durchgemacht, auch nur eine Ahnung von klinischen Beobachtungen gehabt hätte, so fragen wir: Was wäre das Erste gewesen, was er

dem somnambulen Käthchen gegenüber hätte thun müssen? Die Antwort kann nicht zweifelhaft sein: Er hätte die Zahl ihrer Pulsschläge tabellarisch aufzeichnen und die Thermometergrade ihrer Blutwärme exakt feststellen müssen. Vielleicht, daß er dann über das Wesen des Hypnotismus etwas Licht verbreitet hätte und von zeitgenössischen Hochschulen zum Ehren-Doktor von Strahl ernannt worden wäre, während man ihm jetzt alle akademischen Anerkennungen verweigern muß. . . .

Werden die Bühnendichter der Zukunft diese wissenschaftlichen Winke beherzigen?

Ignoramus!

## Die Muse des Circus.

Vor Kurzem hat ein bayrischer Feuilleton-Dichter dem von München scheidenden Circus Renz einen Kranz von gefühlvollen Strophen gewidmet, und ich freue mich, damit endlich eine Lücke in der poetischen Literatur ausgefüllt zu sehen. Denn wieviel verschiedene Schulen auch in der Lyrik bis jetzt aufgetaucht sind, die Steigbügelpoesie und die Manègenlyrik hat nur sehr spärliche Blüthen getrieben. Und doch ist Pegasus ein Roß wie jedes andere! Und doch ist der Quell der Dichtung, die Hippokrene, Nichts als eine Pferde-Tränke! Daß aber der Circus zu einer dichterischen Verherrlichung den reichsten Stoff bietet und daß auch die Muse des Stalls eine begeisternde Kraft besitzt, werden schon wenige Proben darthun:

Eine „Elegie beim Tode eines berühmten Parforce-Reiters“ würde beispielsweise in folgenden melancholischen Trochäen zu dichten sein:

Einsam steht im Stall die Stute,
Traurig hängt das Riemenzeug:
Der sie ritt mit kühnem Muthe,
Ach, er sank in's dunk'le Reich.

„Ausgestrebt und ausgelitten,“
Tönt der Todtenglocke Klang.
„Ausgelebt und ausgeritten!“
Heißt der trübe Grabgesang.

Doch, mag unser Herz auch weich sein,
Bleibt uns Dies als Tröstungsquell:
Er wird selbst im Tod sich gleich sein,
Denn — die Todten reiten schnell!

Eine „Dithyrambe, als Miß Wanda zum ersten Mal auf dem Trapez arbeitete,“ wäre ebenfalls nicht zu umgehen und könnte sogar an gefeierte griechische Meister anknüpfen:

Man rühmt oft mit Begeisterung,
Wen Dichtergluth beseelt;
Von Pindars und Tyrtäus Schwung
Wird Wunder viel erzählt.

Doch all' ihr Schwärmer, alt und jung,
Im Circusraum gesteht's:
Weit herrlicher ist Wanda's Schwung
Am fliegenden Trapez!

Aber auch den minder verblüffenden Parterre-Produktionen muß der Kenner die verdiente Huldigung gewähren. Ein kleines „Stimmungsbild vor dem schwebenden Reck der Gebrüder Fox“ würde lauten können:

Man sieht mit Zauberschnelle
Im feuchten Dünensand,
Wie Welle ach! auf Welle
Sich bricht am Meeresstrand.

Doch durch noch größ're Schnelle
Habt Ihr uns oft entzückt,
Wenn Welle Euch auf Welle
Am Schwebereck geglückt!

Das Hinscheiden eines Clowns würde schicklich mit folgendem Trauerghasel besungen werden:

Wie virtuos auf Deinen Händen
Durch die Manège rannt'st Du doch!
Für Deine muntern Witzesspenden
Wie vielen Beifall fand'st Du doch!

Wie außerordentlich auf Stelzen
Hast Tag für Tag getanzt Du doch,
Und blitzschnell Dich herumzuwälzen
Wie meisterlich verstand'st Du doch!

Wie schnell in Deinen Blüthetagen
Den Kranz des Ruhms gewannst Du doch —
Und nun wird Niemand mehr Dich fragen:
Huppla, Cousin, he, kannst Du noch?

Aber auch die klassischen Dramen können durch die Circusmuse mit neuen Reizen geschmückt werden. Da ist z. B. die Schußscene im „Wilhelm Tell“. Der Dichter verlangt von uns eine hochgradige Bewunderung seines Helden. Was aber wird uns über seine Schützenfertigkeit berichtet? Er selbst weiß in seinem Monolog nichts weiter von sich zu rühmen, als daß er bei manchem Freudenschießen das Schwarze in der Scheibe getroffen hat, und sein Sohn Walter stellt ihm nur das bescheidene Zeugniß aus:

„Und Das muß wahr sein, Herr! den Apfel schießt
Der Vater Dir vom Baum auf hundert Schritte.“

Für die zurückgebliebene Zeit, in der Schiller sein Stück schrieb, mag diese Versicherung genügt haben, um Tell als großen Schießkünstler erscheinen zu lassen. In einer Epoche aber, die mit Stolz einen Doktor Carver und andere Kunstschützen zu ihren Zeitgenossen zählt, kann Tell nur als ein armseliger Schützenplatzdilettant erscheinen, welchem der Circus nicht die dürftigste Monatsgage bewilligen würde. Soll das mitleidige Lächeln von unseren Lippen verschwinden, so muß ihm sein Sohn zum Mindesten nachrühmen:

Und Das muß wahr sein, Herr! Der Vater trifft
Die Haselnuß am Strauch auf hundert Schritte.
Krystallne Kugeln, die er aufwärts wirft,
Sein schneller Pfeil durchbohrt sie in der Mitte.
Selbst eines Kartenblattes schärfste Kante
Erreicht er Dir, wenn er den Bogen spannte.
Die Taube schießt er Dir im dichtsten Zug,
Sein Pfeil erlegt das Herzen-Aß im Flug —
Ja selbst von hinten, durch des Spiegels Scheibe
Schoß Gegenstände er vom Kopf dem Weibe!

Nun erst steht Tell auf der Höhe der Gegenwart und Geßler wird ihm nicht das Schießen nach Obst zumuthen, das jeder Sonntagsschütze heutzutage leistet, sondern die folgenden weit reizvolleren Aufgaben stellen:

Nun, Tell, weil so berühmt Dein Schützenglück,
So zeige jetzt, ob man mit Fug Dir glaubte:
Hier ist ein blinkend Zwanzigpfennigstück —
Dein Knabe halt' es über seinem Haupte!
Triffst Du die 2, so wirst Du festgekettet;
Triffst Du die 0, so hast Du Dich gerettet!

Nur einer solchen Aufgabe gegenüber wird das Publikum der Gegenwart bei Tell's Bogen von einer dramatischen Spannung reden können, er wird an jedem Abend die Stelle da capo schießen müssen und alle Welt wird mit Geßler übereinstimmen, wenn er nach der Schußscene ausruft:

Das war ein Meisterschuß! ich sag' es offen.
Die Silbernull ist mitten durchgetroffen.
Wie muß ich nun dem eig'nen Leichtsinn grollen!
Ich hätte eine Erbse nehmen sollen!

In der nämlichen Weise müssen noch andere Erzeugnisse unserer Klassiker, wenn sie auf die Gegenwart ihre Wirkung nicht verfehlen sollen, vom Circusstandpunkt umgearbeitet werden. Geübte poetische Schulreiter mögen sich in dieser neu eröffneten Arena noch weiter üben. Der Erfolg wird beweisen, daß auch das Musenroß für eine rationelle Stallfütterung dankbar ist.

## Wie man Stücke macht

Eine Epistel an Ferdinand Groß.

Liebster Freund!

Da schreiben Sie
Mir mit ausgesuchter Tücke:

„Eine Frage, cher ami!
Bitte, schnell: Wie macht man Stücke?
Schreiben Sie mir's ohne Säumniß,
Schreiben Sie mir's frank und frei!
Bin gespannt auf das Geheimniß.
Eine Marke leg' ich bei.
Schreiben Sie mir's rückhaltslos!
Freundlich grüßend

Ihr

F. Groß."

Und mit ernstlichem Verzagen
Starr' ich auf die Frage hin,
Und ein Schwarm von Gegenfragen
Wirbelt kraus mir durch den Sinn:
Sprich! wie lernt man duften, Flieder?
Lerche, sprich! wie lernt man Lieder?
Funke, sprich! wie lernt man glühn?

Strauch, erkläre mir Dein Blühn —
Und dann flugs, zu meinem Glücke,
Wüßt' ich auch: „Wie macht man Stücke?“
Denn sie müssen wachsen, werden,
Wie der Baum wächst aus der Erden,
Bis in vielverflocht'nen Zweigen
Sich die bunten Blüthen zeigen . . .
Und daß nicht vom Handwerksbrauch
Auf die Bühnenkunst ein Schein fällt,
Frag' ich mit Franziska auch:
„Macht man Das, was Einem einfällt?“

Dennoch will ich, lieber Freund,
Ein Rezept zu geben suchen.
Mög' es sich in's Schulheft buchen,
Wem es sonst ersprießlich scheint!
Also einfach:

Recipe

Eine glückliche Idee,
Aus der Zeit, des Lebens Wogen
Keck und frisch hervorgezogen.
Dann in kräftiger Verwandlung
Knete die Idee zu Handlung,
Daß sich Vorgang und Gedanken
Wechselseitig fest umranken.
Such' in sorglichem Verweilen
Dann die Scenen zu vertheilen.
Und daß leicht in den Gelenken
Sich das ganze Werk bewegt,
Quäl' Dich nicht, hineinzurenken,
Was der Stoff nicht willig trägt.
Hauptgesetz ist: Straffe Kürze!
Hauptgefahr ist: Ueber=Würze!

Meide alle Prunk-Tiraden,
Alle tönenden Bravaden,
Und verlockt Dich Eitelkeit,
Trotze männlich den Versuchern,
Daß die Worte nicht zu breit
Ziellos auseinander wuchern.
Nimm dann einen Gran Erfindung,
Recht viel Herz und Phantasie,
Und in schicklicher Verbindung
Nimm auch einen Gran Esprit.
Denn damit nicht das Gemisch
Zu alltäglich und zu schaal ist.
Sei's stets sorgenlos und frisch
Untermengt cum grano salis.

Dazu kommen tausend Pfiffe,
Die Erfahrung Dir verräth,
Und verschmitzte Bühnenkniffe,
Die der Beste nicht verschmäht.
Endlich heißt's: Nicht lieblos eilen,
Sondern zärtlich feilen, feilen!
Und wenn all Das Du bedacht,
Hast Du . . . doch kein Stück geschrieben,
Wenn nicht mit geheimer Macht
Dich Dein Puls dazu getrieben.

Soll indeß von Ort zu Ort
Siegreich Deine Schöpfung wandern,
Höre noch ein letztes Wort,
Das probater als die andern.
Wichtig ist es eminent
Und so einfach doch, so winzig:

Habe möglichst viel Talent —
Und das Andre Alles find't sich!

. . . Dies mein Rath, verehrter Freund!
Und sofern nun Bosheit meint:
„Hört ihn nur, den Weisheitsvollen!
Hätt's doch selbst so machen sollen!“
Nun, so mag man hier und dorten
Sich den weisen Mahnspruch merken:
Richtet mich nach meinen Worten,
Aber nicht nach meinen — Werken.

## An die Adresse der Meininger.

Wenn die Meininger auf ihren krausen schauspielerischen Zickzackfahrten durch Deutschland in eine neue Stadt wandern, so schicken sie ihren Vorstellungen gewöhnlich eine Spediteur-Reklame voran, die sehr bezeichnend ist: Es wird in den Blättern die genaue Anzahl der Eisenbahnwagen angegeben, die zur Beförderung der Decorationen, der Costüme und jenes bunten Requisiten-Jahrmarkts erforderlich sind, den die Meininger so gern auf der Bühne aufstellen . . . und diese kluge Packmeister-Notiz, welche das Auge lüstern macht und die Neugier aufreizt, ist vielleicht die werthvollste Selbstkritik der Meininger: Sie wenden sich an die Schaulust und wollen von der Schaulust getragen werden.

Nun, der Glanz und die Echtheit ihrer Bühnenausstattung ist ja vielberühmt und vielbewundert. Aber, so frage ich, warum die Ausstattungspracht auf die Bühne beschränken? Was mich immer in der Seele gekränkt hat, ist die Thatsache, daß die Meininger in der Ausstattung des Zuschauerraums noch völlig beim Alten stehen geblieben sind und daß sie dem Auge hier so gar nichts bieten.

Wem muß nicht dieser schneidende Widerspruch auffallen? Oben die verschwenderischste Prachtentfaltung — und unten

der ärmliche Holzsessel im Parquet mit dem gelben, unhistorischen Strohgeflecht! Kann es der rührige Chronegk künstlerisch verantworten, daß man einen bis auf die Aermellitzen in Gold genähten „Fiesco" auf einem gemeinen löschpapiernen Theaterzettel verzeichnet sieht? Wie will man mit der byzantinischen Ausstattung des „Wintermärchens" die arabischen Ziffern seiner Garderobenmarke in Einklang bringen? Und wie will man die historische Stimmung aufrecht erhalten, wenn man in der „Hermannschlacht" beim Hinaustreten in's Foyer keinen einzigen Bärenpelz hängen sieht?

Es ist klar, daß hier zwischen Theater und Zuschauerraum ein inniger Kontakt hergestellt werden muß, wenn nicht durch Kleinigkeiten die gerühmte „einheitliche Stimmung" und der „historische Stil" getrübt werden soll. Ja selbst auf die Theater-Casse, auf die Restaurationsräume muß sich füglich die Sorgfalt der Regie erstrecken, und ich möchte mir nur einige karge Vorschläge erlauben, um die Harmonie wiederherzustellen.

Daß also vor Allem am Zwischenaktbuffet nur echte Biere statthaft wären, ist bei den von den Meiningern gepriesenem Cultus des Echten geradezu selbstverständlich. Und wie zeitgemäß würde es z. B. wirken, wenn nach der Aufführung von Wallensteins Lager, das ja bekanntlich vor Pilsen spielt, nur Pilsener Lagerbier verabreicht werden dürfte. An der Casse sollten aber nicht die gemeinen landesüblichen Geldstücke, sondern nur historische Münzen angenommen werden. Auch würde es auf den Costümkenner einen wohlthuenden Eindruck machen, wenn die Logenschließer bei den „Piccolomini" z. B. in Landsknechtsuniform und die Garderobiere bei der „Iphigenie" im Peplon erschiene.

Daß die Theaterzettel der Meininger nur auf Atlas mit Goldlettern gedruckt werden und der Souffleurkasten eigentlich aus Ebenholz mit eingelegten Boule-Platten bestehen müßte,

erwähne ich als unerheblich nur nebenbei. Wichtiger ist es, daß die Zwischenakts-Limonade in der „Hermannschlacht“ unbedingt nur in Trinkhörnern gereicht und die Logenthüren in den „Räuber“-Vorstellungen füglich nicht anders als mit Brecheisen geöffnet werden dürften.

Ja, auch auf die Theaterbillets sollte sich die vielgepriesene „stimmungsvolle Abtönung“ erstrecken: Pergamentbillets in dem griechischen Drama, feine Marmorscherben in den Römertragödien, selbstleuchtende Zifferblätter in den Zaubermärchen und Horn-Täfelchen in den Ehebruchsstücken — das ist das Mindeste, was ich im Interesse der Stileinheit beanspruche!

Und nun sage man, was man will: Erst wenn alle diese Neuerungen durchgeführt sind, werden die Meininger den Gipfel der Echtheit erstiegen haben.

## Finanzminister und Novellist.

Der ehemalige preußische Finanzminister, Herr C. H. Bitter, benutzt seine Muße, um belletristische Arbeiten zu vollenden, und seine Erzählungen könnten nach meiner Meinung eine Lücke in der Literatur ausfüllen, wenn der frühere Finanzminister dem jetzigen Novellisten ein wenig die Feder führte.

Es ist der Trieb der Zeit, das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden und auch in der Unterhaltungslektüre etwas lernen zu wollen. Nun ist die kulturhistorische Novelle mit gelehrten Anmerkungen nichts Seltenes mehr. Die geschichtliche Novelle, die dem Leser zwischen Liebesreden und Boudoirplaudereien unvermerkt etwas Welthistorie beibringt, ist ebenfalls schon überlebt. Die ägyptologische Erzählung — frisch vom Papyros und mit echten Hieroglyphen als Beilage — ist dagewesen. Auch den Renaissance-Roman auf Büttenpapier ist man uns nicht schuldig geblieben; Julius Wolff hat ihn in einer antik geschnitzten Prosa geschrieben und mit allen kunstgewerblichen Sprachschnörkeln ausgestattet.

Was uns dagegen noch ganz fehlt, ist die finanzwissenschaftliche Novelle, die uns in angenehmer Form mit den Geheimnissen der modernen Volkswirthschaft bekannt macht, und falls Herr Bitter diese Novelle schreiben wollte, so würde er

sich ein großes Verdienst erwerben. Die Form denke ich mir ungefähr folgendermaßen:

## Erstes Kapitel.

Wir befinden uns im Monat Oktober (Quartal des Steuer-Erlasses für die 1. bis 5. Steuerstufe).

Der Geheimrath Schulz gab seinen ersten jour fixe und sein Haus strahlte im Kerzenglanz. (Kerzen, siehe Zolltarif Position 93.)

Die jugendlich blühende Tochter des Hauses stand vor dem Spiegel. (Spiegelsteuer in Deutschland leider noch nicht eingeführt, in Amsterdam jährl. Reinertrag 800,000 Gulden.)

Malvine — so hieß die Holde — steckte eben noch die letzte Blume in ihr Goldhaar, (Goldhaar als Rohmetall zu verzollen, Tarifposition 30) als die Mutter hinzu trat und sagte:

„Sieh nur, Männchen, wie hübsch sie aussieht!“

„Ja, es ist ein Goldkind,“ sagte der Vater. — Malvine lachte.

„Und welch' silbernes Lachen sie hat!“ fügte die Mutter hinzu und in dieser Schilderung des Goldkindes mit dem silbernen Lachen war die gesunde bimetallistische Gesinnung des Hauses trefflich wiedergegeben. . . .

Kurze Zeit darauf war der Salon mit Gästen gefüllt und überall bildeten sich munter plaudernde Gruppen. In der einen Ecke sprachen ein paar junge Damen in fröhlichen Wechselreden von den Segnungen des Kammgarnzolles, in der andern Ecke tauschten die jungen Leute ihre Ansichten über Freihandel und Schutzzoll aus, und die von einem galonnirten Diener herumgereichten Cigarren boten erwünschte Gelegenheit, über die ärarische Tabaksverwaltung des österreichischen Kaiserstaats manche sinnige Bemerkung zu machen. Bald verbreitete sich — Dank der anregenden Wirkung dieser heiteren Gesprächs-

stoffe — die beste Stimmung, als plötzlich eine schrille elektrische Glocke ertönte (Edison-Aktien $105,_{30}$ bezahlt).

Von den Schritten eines die Treppe heraufstürmenden Mannes erdröhnte das Haus (eingetragen im Grundbuch Pagina 193, Brandkataster Nr. 1794a).

Wer war es, der so spät in die Gesellschaft eintrat? Es war ein Eilbriefträger, der einen Gerichtsbrief überbrachte mit der Aufschrift: „Portopflichtige Dienstsache" (Etat der Deutschen Reichspost, Alinea 15c, Gesammtertrag 13495 Mark). Der Geheimrath las den Brief und erbleichte. Was aber das Schreiben enthielt, darauf giebt es nur eine einzige Antwort:

Fortsetzung folgt.

— — — — — — — — — — — — — — — —

So ungefähr denke ich mir die Novelle eines Finanzministers. Bei der Flüchtigkeit, mit welcher bisher der kalkulatorische Theil der Erzählungskunst behandelt worden ist, dürfte das neue Genre bei allen Freunden rechnerischer Klarheit bald beliebt werden.

## Maler und Kritiker.

Ein Wort zur Güte.

Laßt den Streit mit Worten sein,
Der so lahm und leer.
Maler, steck' die Feder ein —
Nimm den Pinsel her.

Statt zu schreiben Blatt auf Blatt
Mit erhitztem Kopf,
Streiche Dir die Lein'wand glatt!
Hol' den Farbentopf!

Zur Palette greife schnell,
Eh' Du zankst und klagst.
Formenklar und farbenhell
Schaffe, was Du magst.

Und durch neue Stärke wird
Die Kritik beschämt
Und beim neuen Werke wird
Dir der Groll gezähmt.

Wie Dich auch ergrimmen mag
Krit'sche Zweifelssaat,
Sei der einz'ge Gegenschlag
Eine neue That!

Ob die Presse schuldig ist,
Oder, Künstler, Ihr —
Denkt, daß gleich geduldig ist
Lein'wand und Papier.

Und umbraust Euch lauten Schalls
Krit'sches Feldgeschrei,
Stumm ertragt des Zeitungsschwalls
Krauses Vielerlei.

Jeder male, wie er kann —
Schöpferisch und still.
Und der böse Zeitungsmann
Schreibe, was er will:

Was ein Künstler Echtes schuf,
Dauert und besteht,
Wenn des Tages Fehderuf
Längst im Wind verweht.

## Der unpolitische Mirza-Schaffy.

Ein Brevier für Philister.

Motto: „Politik verdirbt den Charakter“.
(Friedrich Bodenstedt.)

I.

Muß denn der Bürger immer kritisch sein?
Muß denn die Zeitung stets politisch sein?
Nur wer in geist'gen Halbschlaf eingelullt,
Ihm wird das Leben sybaritisch sein.

II.

Wer statt politischen Brauch zu pflegen,
Nur eifrig ist, Magen und Bauch zu pflegen,
Wird fröhlich zu hohen Jahren kommen
Und spät erst zu grauen Haaren kommen.

III.

Magst Du ein Reactionär, ein nackter, sein,
Magst Du ein Demokrat, ein abstracter, sein —
Die Politik, zu der sich Dein Geist bekennt,
Sie wird verderblich für Deinen Charakter sein!

IV.

Das ist kein unverdorbnes Wesen,
Wer je einen Leitartikel gelesen.

V.

O über die Vorurtheile der Alten,
Der Bürger solle des Wahlrechts walten!
Er darf nicht des Kampfes Wüthen sehn
Und soll aus den Stimmzetteln Tüten drehn.

VI.

Drohn die Parteien den Staat in Brand zu stecken,
Und den Lärm des Haders im weiten Land zu wecken, —
Mag's Dir genügen, in heitrer Seelenruh'
Wie Vogel Strauß den Kopf in den Sand zu stecken!

VII.

Was braucht der Weise, wenn poculirt wird,
Davon zu wissen, wie er regirt wird?
Ach, statt das Feuer im Staat zu löschen,
Mag's ihm genügen, nur Scat zu dreschen.

VIII.

Es macht Euch schlecht, wenn Ihr inmitten
Politischer Antipoden steht:
Nur der ist rein und guter Sitten,
Der auf neutralem Boden steht.

IX.

Wer ein echter und rechter Philister ist,
Weiß kaum, wer im Lande Minister ist.

X.

Statt zu erglüh'n in politischer Schlachthitze
Zieh' über die Ohren die wollene Nachtmütze
Und sei vergnügt wie eine Lachtaube
Unter der unpolitischen Nachthaube.

XI.

Der sittenreine Bürgersmann
Fängt seine Zeitung beim Stadtklatsch an.

XII.

Was sorgst Du um Volksvertretung und Krone Dich?
Was plagst Du in hartem politischem Frohne Dich?
Dem Weisen glaube, der tägliche Rundschau hält:
Die Weltgeschichte geht weiter auch ohne Dich!

# Epigrammatische Notizblätter.

### Zur Richtschnur.

Soll ein Spottvogel mein Gefallen haben,
Muß er unverschnittene Krallen haben,
Und wie auch die zornigen Gegner keifen,
Soll er sein neckendes Liedchen pfeifen.

### Bekenntniß.

Das ist das beste Vermächtniß,
Das mir Natur gereicht:
Ich habe ein gutes Gedächtniß, —
Denn ich vergesse leicht.

### Indischer Spruch.

Nicht an jedem Bach steht ein Weidenbaum,
Nicht an jedem Rock ist ein Seidensaum.
Nicht in jedem Schacht ist Erz zu finden —
Nicht in jeder Brust ist ein Herz zu finden.

### Erprobt.

Kommt ein Hungernder, speise ihn.
Kommt ein Rathloser, weise ihn.
Kommt ein Schwätzer, ertrage ihn —
Kommt ein Schmeichler, verjage ihn.

### Böse Beispiele.

Unter all meinen Freunden und Weggenossen
Fand ich noch Jeden froh entschlossen,
Des Andern Weisheit zu verlachen
Und seine Thorheit — nachzumachen.

### Selbsterkenntniß.

Das hab' ich reuevoll erfahren,
Was morgenländische Lehre spricht:
Der Mensch wird reicher wohl an Jahren,
An Weisheit reicher wird er nicht.

### Optimisten und Pessimisten.

Die verdrossenen Grübler rechten:
„Jeder Tag liegt zwischen zwei Nächten."
Doch die heiteren Weltkinder sagen:
„Jede Nacht liegt zwischen zwei Tagen."

## Genügsamkeit.

Du nennst das Schicksal Deinen Herrn —
Sei fügsam denn und prahle nicht!
Und schmeckt Dir nur der Mandel Kern,
So achte auf die Schale nicht.

## Frauen und Schlangen.

Den Schlangen kannst den Giftzahn Du entreißen
Und hast bezwungen ihre List.
Doch Weibermund, der zahnlos ist,
Pflegt giftiger als je zu beißen.

## Platonisch.

So steht's im Buch der Frauenliebe:
Sie fordern stets platonische Triebe,
Doch wollten wir gehorsam sein,
Die Frauen würden's — nie verzeihn.

## Hübsche Thörinnen.

Was ist ein Schiff, das keine Planken hat?
Ein Rebenstock, der keine Ranken hat?
Ein hübscher Kopf, der keine Gedanken hat?

## Aliquid haeret.

Noch kein Verleumder mir erstand,
Der mich so dumm gekränkt hat,
Daß nicht ein Dümmerer sich fand,
Der — Glauben ihm geschenkt hat.

## Nullen.

Die Mißgunst der Verneiner —
Ein Thor, wen sie betrübt!
Es haßt die Null den Einer,
So lang es Nullen giebt.

## Naturgemäß.

Weht Sonne „Glück“ um Dich ihr Strahlenkleid,
So wandert hinter Dir der Schatten „Neid“.

## Den Blondgelockten.

Das mögt ihr Euch in's Merkbuch graben,
Die ihr uns Schwarze nehmt beim Schopf:
Man kann sehr lichte Locken haben,
Und dennoch — keinen hellen Kopf.

## Die Unfehlbaren.

„Nur mein Weg führt zu Himmelsglanz und Klarheit,
Denn mir nur ward verliehn das Schwert der Wahrheit.“
Wer also spricht mit salbungsvollen Zügen,
Belog sich selbst, um Andre zu belügen.

## Todtschweigen.

Von leerem Dünkel aufgebläht
Glaubt mancher Zeitungsheld:
„Was nicht in meinem Blatte steht,
Das steht nicht in der Welt!“

## Am Weintisch.

Soll ich mich wohlig als Zecher fühlen,
Darf nicht der Geiz nach dem Becher schielen,
Und soll die Kraft nicht dem Tropfen fehlen,
Darf mir kein Neider die Pfropfen zählen.

## Zur Ermunterung.

Wer sich an der Tochter Kuß will laben,
Darf den Drohblick nicht vom Vater scheuen:
Wer vom Rebenblut Genuß will haben,
Darf zu ängstlich nicht den Kater scheuen.

### Den Sauertöpfen.

O predigt nicht Entsagung uns beständig!
So lange man begehrt, ist man lebendig,
Und hält uns auch das Schicksal trüb zum Narren —
Wir trauern lieber, ehe wir erstarren.

### Einer Dichterin.

All Deine poetischen Siebensachen,
Ich schätze sie nicht ein Pfifferlein:
Nicht sollen die Frauen Gedichte machen, —
Sie sollen versuchen, Gedichte zu sein.

### Schönredner.

Viel leichter ist's, im Zittersand
Den Diamant zu finden,
Als in der Phrase Flittertand
Ein Korn Verstand zu finden.

### Einem Antikritiker.

Wie seltsam doch Begriffe sich verschieben!
Du glaubst nach dünkelvollem Redeschwall,
Du habest über die Kritik geschrieben,
Und dennoch war — das Gegentheil der Fall.

## Neuester Geschmack.

Ob nun ein Dichter hohl ist, ob gefühlvoll,
Vor Allem sei er alterthümlich-stylvoll.
Dann wird zum eich'nen Sims, den ird'nen Krügen
Sich auch sein Renaissancebuch trefflich fügen.

## Gelehrte Romane.

Es ist von je Gebrauch gewesen,
Romane zu seiner Erholung zu lesen.
Doch bei den gelehrten fragt Mancher verstohlen:
Wo soll man sich — von den Romanen erholen?

## Victorien Sardou.

Ist manche Scene auch Plagiat,
Den Dichter kann's nicht schmerzen:
Denn was er auch gestohlen hat,
Er stahl sich — in die Herzen.

## „Der Sülfmeister".

Ein Thor, wer uns als Genuß empfiehlt
So zähes episches Leder.
Ach seit dem Roman, der in Lüneburg spielt,
Erscheint uns die Haide noch öder.

## Felix Dahn's „Armin".

Hier macht in gleichem Maße Kummer
Das Tonwerk wie das Textgedicht:
Die Dichtung reizt die Lust zum Schlummer,
Doch die Musik — erlaubt ihn nicht.

## Faust-Variante.

„Die Mütter! Trifft's mich immer wie ein Schlag!
Was ist das Wort, das ich nicht hören mag?" . . .
Wie seltsam, Faust, daß Dich die Mütter stören!
Ja, wenn's die Schwiegermütter wären!

## Im ungestrichenen „Don Carlos".

Schon ist es Elf . . . Ich denke meines Bett's . . .
Der Sinn erlahmt, das Auge selbst wird trüber.
Die schönen Tage von Aranjuez —
Ach, wären sie doch endlich erst vorüber!

## Kutscher und Sänger.

Das ist ein Glücksfall, ein rarer!
Wie Wenigen wohl geläng' er?
Zuerst ein singender Fahrer —
Und nun ein fahrender Sänger!

### Vor neuen Bildern.

Es scheint bei manchen Bildern mir
Von Raphaels jüngsten Rivalen:
Und hätten sie auch der Hände vier,
Sie könnten doch nicht malen!

### Makart's „Fünf Sinne".

Vom Formenzauber überstrahlt
Durchgluthet mich Entzücken.
Hast Deine Sinne Du gemalt,
Um unsre zu berücken?

### „Der Jagdzug der Diana".

Hier äuß're ich den Wunsch verwegen,
Bin ich auch sonst nicht neiderfüllt:
Eins möcht' ich wohl bei dieser Jagd erlegen —
Den schweren Kaufpreis für das Bild.

### L. Bokelmann's „Verhaftung".

Wer noch dies Meisterwerk nicht kennt,
Betracht' es sich genauer:
Verhaftet wird der Delinquent,
Gefesselt — der Beschauer.

## Verwahrung.

Wenn Haß und Scheelsucht mich beleidigt,
Ich nehm' es lächelnd in den Kauf.
Doch wenn Ihr eifrig mich vertheidigt,
Das, Freunde, bringt mich ernstlich auf!

## Schlußbekenntniß.

Dies ist bei jeder Narrheit überflüssig:
Daß sie beklagt wird —
Und Dies ist selbst beim knappsten Spruche müssig:
Daß er gesagt wird!

Blumenthal, Oscar,

Von der Bank der Spötter allerlei Glossen

Berlin 1884